

PETE TOWNSHEND

WHO I AM

Die Autobiographie

**Aus dem Englischen von Kathrin Bielfeldt,
Jürgen Bürger und Astrid Finke**

Kiepenheuer & Witsch



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2012

Die Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel *Who I Am*
bei HarperCollinsPublishers

Auszüge aus Briefen mit freundlicher Genehmigung von
Roger Daltrey, Bill Curbishley und Jackie Curbishley
Melody Maker-Auszüge auf den Seiten 222
und 228 © IPC Media/IPC+ Syndication
Copyright © 2012 by Pete Townshend

All rights reserved

Aus dem Englischen von Kathrin Bielfeldt, Jürgen Bürger und Astrid Finke
© 2012, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche
Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung
elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Rudolf Linn, Köln, basierend auf dem
Originalumschlag von Harper Collins UK

Umschlagmotiv vorne: © Terry O'Neill/Getty Images;

Rückseite: © action press/Rex Features

Foto Buchklappe: © Chris Morphet/Redferns/Getty Images

Gesetzt aus der Sabon und der Helvetica

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-462-04468-3

1

ICH WAR DABEI

Es ist fantastisch, magisch, surreal, sie alle zu meinen Feedback-Gitarrensoli tanzen zu sehen. Im Publikum stehen meine Freunde von der Kunsthochschule kerzengerade zwischen den Mods aus West und North London mit ihren hängenden Schultern, dieser Armee von Teenagern, die auf ihren sagenhaften Rollern gekommen ist, mit kurzen Haaren und teuren Schuhen, randvoll mit Pillen. Ich kann nicht sagen, was in den Köpfen meiner Bandkollegen Roger Daltrey, Keith Moon oder John Entwistle vorgeht. Normalerweise würde ich mich wie ein Einzelgänger fühlen, selbst inmitten der Band, aber heute Abend, im Juni 1964, beim ersten Konzert von The Who im Railway Hotel in Harrow, West London, bin ich unbesiegbar.

Wir spielen R&B: »Smokestack Lighting«, »I'm a Man«, »Road Runner« und andere coole Klassiker. Ich schleife die jaulende Rickenbacker-Gitarre am Mikrofonständer auf und ab, dann lege ich den Spezial-Schalter um, den ich vor Kurzem montiert habe, und ein stotternder, spritzender Soundkugelhagel ergießt sich über die erste Reihe. Brutal reiße ich die Gitarre in die Luft – und mir läuft ein eisiger Schauer über den Rücken, als der Klang sich von einem Dröhnen in ein klapperndes Brummen verwandelt. Ich sehe nach oben und ziehe den abgebrochenen Kopf meines Instruments aus dem Loch, das ich in die abgehängte Decke gebohrt habe.

In diesem Moment treffe ich eine blitzschnelle Entscheidung – und ramme die kaputte Gitarre wie ein Wahnsinniger immer wieder in die Decke. Was ein sauberer Bruch war, wird zu wüstem Gesplitter. Triumphierend recke ich die Gitarre vor

dem Publikum in die Luft. Ich habe sie nicht zertrümmert: Ich habe eine Skulptur für sie daraus gemacht. Dann werfe ich das zerbrochene Instrument gleichgültig auf den Boden, hole mir eine nagelneue zwölfsaitige Rickenbacker und spiele weiter.

An jenem Dienstagabend stolperte ich zufällig über etwas, das mächtiger war als Worte und weit emotionaler als meine Versuche, als Weißer den Blues zu spielen. Und als Reaktion erhielt ich die lautstarke Anerkennung der Menge. Ungefähr eine Woche später, auf der gleichen Bühne, gingen mir die Gitarren aus, und ich kippte den Turm Marshall-Verstärker um. Unser Drummer Keith Moon – niemand, der sich die Schau stehlen ließ – machte mit und trat sein Schlagzeug zusammen. Roger schleifte sein Mikro über das kaputte Becken. Manche Leute betrachteten die Zerstörungsaktion als Masche, aber ich wusste, dass die Welt sich gerade veränderte und eine Botschaft übermittelt wurde. Die alte, konventionelle Art, Musik zu machen, hatte ihren Zenit überschritten.

Ich hatte keine Ahnung, wohin die erste Zertrümmerung meiner Gitarre führen würde, aber mir war ziemlich klar, woher das alles kam. Als Sohn eines Klarinettenisten und Saxophonisten bei den Squadronaires, der prototypischen englischen Big Band, war ich mit der Liebe zu dieser Musik aufgewachsen, einer Liebe, die ich nun einer neuen Leidenschaft wegen verraten würde: dem Rock 'n' Roll, der Musik, die angetreten war, um sie zu zerstören.

Ich bin Brite. Ich bin Londoner. Ich kam in West London zur Welt, als der verheerende Zweite Weltkrieg gerade dem Ende zuzuging. Als Künstler haben mich diese drei Umstände maßgeblich geprägt, genau wie das Leben meiner Großeltern und Eltern von den Düsternissen des Krieges geprägt wurde. Ich wuchs in einer Zeit auf, als der Krieg noch immer seine Schatten warf, obwohl das Klima sich im Laufe meines Lebens so schnell veränderte, dass man nicht einmal ahnen konnte, was kommen würde. Krieg war für drei Generationen meiner Familie eine reale Bedrohung gewesen oder doch zumindest etwas, womit man lebte.

Im Jahr 1945 hatte Unterhaltungsmusik einen ersten Zweck: der Nachkriegsdepression zu trotzen und die Sehnsüchte und Hoffnungen eines erschöpften Volkes wiederzubeleben. Meine Kindheit war durchdrungen vom Bewusstsein um die Geheimnisse und Romantik der Musik meines Vaters, die so wichtig für ihn und Mum war, dass sie der Mittelpunkt des Universums zu sein schien. Es gab Lachen und Optimismus; der Krieg war vorbei. Die Musik, die Dad spielte, hieß Swing. Das wollten die Leute hören. Und ich war dabei.

2

IT'S A BOY!

Ich bin gerade auf die Welt gekommen, der Krieg ist vorbei, aber noch nicht ganz.

»Es ist ein Junge!«, ruft jemand aus dem Rampenlicht auf die Bühne. Aber mein Vater spielt weiter.

Ich bin ein Kriegskind, auch wenn ich Krieg nie erlebt habe, geboren in eine Musikerfamilie am 19. Mai 1945, keine zwei Wochen nach der Kapitulation Deutschlands und drei Monate vor der Kapitulation Japans. Doch der Krieg und seine synkopischen Echos – die Sirenen und Saxofone, die Big Bands und Bunker, V2s und Violinen, Klarinetten und Kampfflugzeuge, Indigo-Mood-Wiegenlieder und Satin-Doll-Serenaden, die Bombardements, die Explosionen, das Heulen und Dröhnen – schaukeln, erschüttern und verunsichern mich noch im Mutterleib.

Zwei Momente werden mir für immer im Gedächtnis bleiben, wie Träume, die man nie wieder vergisst, nachdem man sich einmal an sie erinnert hat.

Ich bin zwei Jahre alt und sitze im Oberdeck einer alten Tram, die Mum und ich oben am Acton Hill in West London bestiegen haben. Die Straßenbahn zuckelt an meiner Zukunft vorbei: dem Elektrogeschäft, in dem Dads erste Platte 1955 in den Verkauf kommen wird; der Polizeiwache, wo ich mein gestohlenes Fahrrad abholen werde; der Eisenwarenhandlung, die mich mit ihren Tausenden von säuberlich beschrifteten Schubladen fasziniert; dem Odeon, wo ich mit meinen Freunden samstagsnachmittags urkomische Filmvorführungen besuchen werde; der St. Mary's Church, wo ich Jahre später mit dem Chor ang-

likanische Hymnen singen und dabei zusehen werde, wie Hunderte von Menschen die Kommunion empfangen, ohne es jemals selbst zu tun; dem White Hart Pub, wo ich mich 1962 zum ersten Mal richtig betrinken werde, nach einem wöchentlichen Gig mit einer Schulband namens The Detours, aus der sich eines Tages The Who entwickeln werden.

Dann bin ich schon etwas älter, mein zweiter Geburtstag liegt drei Monate zurück. Es ist der Sommer 1947, und ich befinde mich an einem Strand in hellem Sonnenschein. Zum Herumlaufen bin ich noch zu klein, aber ich sitze auf der Decke und genieße die Gerüche und Geräusche: Seeluft, Sand, ein leichter Wind, Wellen, die an die Küste plätschern. Meine Eltern kommen wie Araber auf Pferderücken angeritten, spritzen Sand in alle Richtungen, winken fröhlich und reiten wieder davon. Sie sind jung, glamourös, schön, und ihr Verschwinden ist wie die Herausforderung eines schwer zu erreichenden Grals.

Dads Vater Horace Townshend (genannt Horry) war mit dreißig schon kahl, mit seiner Adlernase und der dicken Hornbrille aber trotzdem noch attraktiv. Horry, ein halbprofessioneller Musiker/Komponist, schrieb Lieder und trat in den 1920ern während der Sommermonate in Küstenstädtchen, Parks und Varietés auf. Als gelernter Flötist konnte er Noten lesen, aber ihm gefiel das leichte Leben, und er verdiente nie viel Geld.

Horry lernte meine Großmutter Dorothy im Jahre 1908 kennen. Sie arbeiteten zusammen als Entertainer und heirateten zwei Jahre später, als Dot mit ihrem ersten Kind Jack im achten Monat schwanger war. Onkel Jack erinnerte sich daran, als Kleinkind seine Eltern beobachtet zu haben, wie sie auf dem Brighton Pier Straßenmusik machten. Eine vornehme Dame kam näher, bewunderte ihr Spiel und warf einen Shilling in ihren Hut. »Für welchen guten Zweck sammeln Sie?«, fragte sie.

»Für uns selbst«, erwiderte Dot.

Dot war eine auffallende und elegante Erscheinung. Auch sie konnte Noten lesen, trat als Sängerin und Tänzerin bei Variétévorführungen auf, manchmal an der Seite ihres Mannes, und wirkte später an Horrys Liedkompositionen mit. Sie war

fröhlich und optimistisch, wenn auch ziemlich eitel und etwas überheblich. Zwischen ihren Vorstellungen zeugten Horry und Dot meinen Vater, Clifford Blandford Townshend, der 1917 geboren wurde, ein Gefährte für seinen älteren Bruder Jack.

Mums Eltern Denny und Maurice wohnten anfangs mit ihr in Paddington. Denny hatte zwar einen Sauberkeitsfimmel, passte aber nicht sonderlich gut auf ihre Kinder auf. Mum kann sich daran erinnern, wie sie sich mit ihrem Bruder Maurice Jr. auf dem Arm weit aus dem Fenster im ersten Stock beugte, um ihrem Vater zu winken, wenn er mit seinem Milchwagen vorbeifuhr. Der Kleine wäre beinahe heruntergestürzt.

Opa Maurice war ein lebenswürdiger Kerl, den Denny – nach elf Jahren Ehe – eiskalt sitzen ließ. Sie brannte ohne Vorwarnung mit einem wohlhabenden Mann durch, der sie sich künftig als Geliebte hielt. Als Mum an jenem Tag von der Schule kam, war das Haus leer. Denny hatte sämtliche Möbel außer einem Bett mitgenommen und nur einen Abschiedsbrief ohne Adresse hinterlassen. Maurice brauchte mehrere Jahre, um die eigensinnige Frau aufzuspüren, aber sie versöhnten sich nie.

Maurice zog mit den beiden Kindern zu seiner Mutter Ellen. Mum beteiligte sich mit ihren zehn Jahren schon am Haushalt und geriet unter den Einfluss ihrer irischen Großmutter. Sie schämte sich für die Mutter, die sie im Stich gelassen hatte, war aber stolz auf ihre Großmutter Ellen, die ihr beibrachte, wie sie ihre Sprechstimme zu modulieren hatte, um das Irische darin zu vervollkommen. Mum war geschickt im Nachahmen unterschiedlicher Akzente und zeigte eine frühe Begabung für Musik.

Als Teenager zog sie dann zu ihrer Tante mütterlicherseits nach London. Ich habe Rose als außergewöhnliche Frau in Erinnerung, selbstsicher, intelligent, belesen; sie war lesbisch und lebte still, aber durchaus offen mit ihrer Partnerin zusammen.

Wie ich war Dad ein rebellischer Teenager. Vor dem Krieg gehörten er und sein bester Freund zu Oswald Mosleys faschistischen Schwarzhemden. Später schämte er sich natürlich dafür.

Aber er verzieh sich – schließlich waren sie jung und die Uniformen ziemlich schick. Anstatt bei Prokofjews Klarinettenstudien zu bleiben, die er jeden Vormittag zwei Stunden brillant durchstürmt hatte, beschloss Dad mit sechzehn, lieber bei Bottle-Partys zu spielen, einer englischen Variante der amerikanischen Flüsterkneipen. Musikalisch verlangten ihm diese Auftritte wenig ab. Sein gesamtes Leben lang war er technisch überqualifiziert für die Musik, die er machte.

Binnen weniger Jahre trat Dad mit Billy Wiltshire und seiner Picadilly Band in ganz London auf und spielte Lounge- und Tanzmusik in Bars – *Bar Stooling* nannte man das. Zwischen den beiden Weltkriegen wurde die ständige, unterschwellige Angst vor Auslöschung durch Kultiviertheit, Glamour und Unbeschwertheit überdeckt. Die großen Themen waren verborgen in Wolken von Zigarettenrauch und innovativer Unterhaltungsmusik. Sex war, wie eh und je, das Mittel der Wahl, um das ängstliche Herz zu besänftigen. Doch in der Zeit meines Vaters wurde sexuelle Energie in der Musik eher angedeutet als explizit dargestellt, wurde versteckt hinter der gepflegten Eleganz von Männern und Frauen in Abendgarderobe.

Der Krieg und die Musik brachten meine Eltern zusammen. 1940 meldete Dad sich zur Royal Air Force und spielte Saxofon und Klarinette in kleinen Bands, um als Teil seiner Pflichten seine Kameraden zu unterhalten. 1945 gehörte er bereits zum RAF Dance Orchestra, einem der größten der gesamten Armee. Es setzte sich aus Armeeingehörigen zusammen, die Mitglieder bekannter Gruppen gewesen waren, wurde von Sergeant Leslie Douglas dirigiert und gilt heute als eines der besten Tanzorchester, die Großbritannien je hervorgebracht hat. Auf seine Weise war es revolutionär. Seine Geheimwaffe war der Swing, der damals gesamtgesellschaftlich immer noch nicht als salonfähig empfunden, aber von den einfachen Leuten geliebt wurde. Dad hatte den Posten bekommen, weil Vera Lynns Mann, der Saxofonist Harry Lewis, trotz seiner Zugehörigkeit zur RAF Flugangst hatte und nicht nach Deutschland fliegen wollte. Und tatsächlich war Dad, als ihm der Motorradkurier die Nachricht

von meiner Geburt auf die Bühne zurief, gerade in Deutschland und spielte für die Truppe Saxofon.

Mum gab ein falsches Alter an, um sich 1941 zur Armee melden zu können. Sie war eine talentierte Sängerin und wurde Vokalistin in Dads Band. Ein Konzertprogramm für den 18. Juni 1944 in der Colston Hall in Bristol führt sie als Interpretin von »Star Eyes«, »All My Life« (ein Duett mit dem gut aussehenden Sergeant Douglas) und »Do I Worry« auf. Dad wird dort als Solist bei »Clarinet Rhapsody« und »Hot and Anxious« erwähnt. Wie es im Begleitheft einer Platte heißt, richtete sich das RAF Dance Orchestra direkt ans Ohr der Öffentlichkeit. Der Sound wird als fließend und frei beschrieben, im nächsten Moment wieder akzentuiert, der Rhythmus als flexibel, was dem Solisten mehr Raum für Ausdruck gibt.

Nach dem Krieg entschied sich das Orchester, seinen bisherigen Spitznamen anzunehmen: die Squadronaires.

Mum hat die Anfangsjahre ihrer Ehe als einsam beschrieben: »Ich habe Dad kaum zu Gesicht bekommen. Er war nie da. Und wenn er mal da war, dann saß er gegenüber im White Lion oder oben im Granville.« Dad war fröhlich, gut aussehend, immer für eine Lokalrunde gut und deshalb in den Kneipen unserer Gegend beliebt, wo sein musikalischer Erfolg ihn zu einer kleinen Berühmtheit machte.

Mums Einsamkeit erklärt vielleicht zum Teil, warum es sie so wütend machte, dass mein Vater bei meiner Geburt nicht anwesend war. Da sie damals bei Dads Eltern wohnte, zeigte sie ihren Ärger, indem sie auszog. Sie kannte ein jüdisches Paar, Sammy und Leah Sharp, Musiker aus Australien, die mit ihrem Sohn in einem einzigen großen Zimmer lebten, und dort schlüpfen Mum und ich ebenfalls unter. Leah übernahm mich. Ich erinnere mich nicht an sie, aber Mum beschrieb sie als »einen dieser Menschen, die für ihr Leben gern das Baden und Kinderwagenschieben und den ganzen Krempel übernehmen«. Mum, die sich weniger für »den ganzen Krempel« interessierte und nach wie vor als Sängerin auftrat, nahm ihre Hilfe gerne in Anspruch.

1946 versöhnten sich meine Eltern, und wir drei zogen in ein Haus in Whitehall Gardens in Acton. Zu unseren unmittelbaren Nachbarn gehörten der großartige blinde Jazzpianist George Shearing und der Comiczeichner Alex Graham, dessen Atelier mit dem verstellbaren Zeichenbrett, den riesigen Papierbögen, Tintenfässchen und seltsamen Stiften mich faszinierte – wohl eines der Initialerlebnisse, die mich später zum Besuch der Kunsthochschule anregten.

Wir teilten uns das Haus mit der Familie Cass, die das obere Stockwerk bewohnte und, wie viele der engsten Freunde meiner Eltern, Juden waren. Ich erinnere mich an lärmende, ausgelassene Pessachfeste mit viel Gefilte Fisch, gehackter Leber und dem Duft langsam schmorender Rinderbrust. Jede Familie hatte drei Zimmer, eine Küche und ein Bad, aber keine Innentoilette. Unsere befand sich im Garten, und als Toilettenpapier hing Zeitungspapier an einem Nagel. Wegen der Kälte und der Spinnen dauerten meine Ausflüge dorthin nie besonders lange.

Ich schlief im Esszimmer. Meine Eltern schienen nur wenig Sinn für mein Bedürfnis nach einem eigenen Platz zu haben, wo ich mein Spielzeug oder meine Zeichnungen einfach herumliegen lassen konnte, ohne das Gefühl zu haben, in Erwachsenenterritorium vorzudringen. Ich besaß kein Bewusstsein für Privatsphäre oder auch nur dafür, ein Recht darauf zu haben.

Mum gab das Singen auf und bereute es später, aber sie hat immer gearbeitet. Sie half bei der Leitung der Squadronaires aus, deren Büro am Picadilly Circus lag, und nahm mich oft mit in den Tourbus. Ich genoss die lässige Art der Bandmitglieder und sammelte die leeren Bierflaschen ein. Unsere Fahrten endeten immer in einem kleinen Hotel an der Küste, einem Feriendorf oder einem verschnörkelten Theater voller Geheimtreppen und unterirdischer Korridore.

Charlie, der für die Roadies zuständig war, musste sich viele blöde Scherze gefallen lassen, aber die Squadronaires liebten ihn, das merkte man. Mums und Dads alltäglicher Einfluss auf mich nahm etwas ab, wenn ich mit dem Orchester zusammen war, das mir wie ein großer Männerverein auf Reisen vorkam.

Mum war das singende Maskottchen, und Dads musikalisches Können verlieh ihm einen besonderen Status unter seinen Kollegen. Jeden Tag übte er mindestens eine Stunde lang Tonleitern und Arpeggien, und sein morgendliches Proben kam mir in seiner Komplexität magisch vor. Im Rock verwenden wir heutzutage eine schlichtere Sprache: Er war *schnell*.

Das Feriendorf war damals eine typisch englische Institution – ein Urlaubsziel für Arbeiter, die dort im Sommer eine Woche hemmungslos feiern konnten, und oft war Unterhaltung in Form eines Orchesters wie der Squadronaires dabei inklusive. Die übliche Anordnung von einer Familie pro Häuschen schien nicht gerade optimal für heimliche Liebschaften zu sein. Wenn man sich allerdings statt einer Familie in einer dieser Unterkünfte eine Gruppe junger Männer vorstellt und in einer anderen ein paar junge Frauen, dann kann man erahnen, was für Möglichkeiten das eröffnete.

Feriendorfstrahlten etwas Egalitäres aus, aber ich fühlte mich dem gewöhnlichen Volk gegenüber, das hier durchrotierte, immer etwas überlegen. Schließlich gehörte ich zum Orchester, und ich verbrachte den ganzen Sommer dort, bis zu sechzehn Wochen. Von meinem Platz hinter dem Bühnenvorhang lernte ich die Kunst kennen, das Publikum zu fesseln. Ich wuchs mit einem Gefühl dafür auf, was Menschen unterhält, und sah auch den Preis, den das manchmal forderte. Als Gag zur Belustigung der Feriengäste wurde Dad jeden Nachmittag um zwei Uhr vom höchsten Brett in den Swimmingpool geschubst, in voller Orchesteruniform. Wenn er wieder auftauchte, immer noch auf seiner alten Klarinette spielend, tat er, als wäre er traurig, niedergeschlagen. Als Kind ging mir das sehr nah. Mein strahlender Vater wird gedemütigt, dachte ich immer, nur damit ihr Proleten was zu lachen habt.

Ich lernte, mich von diesen gewöhnlichen Leuten abzugrenzen, den Kunden, die indirekt unseren Unterhalt bezahlten. Bis heute fühle ich mich, wenn ich auf ein Konzert gehe, bei dem ich nicht selbst auftrete, ein bisschen verloren. Und ich denke immer an meinen Dad.

Im September 1949, mit vier Jahren, kam ich in den Silverdale-Kindergarten in Birch Grove, Acton, der meine Mum wahrscheinlich ansprach, weil sie mich in der Uniform niedlich fand, einem roten Blazer mit passender Kappe. Mum war von Natur aus glamourös, und als die Kleiderrationierung nach dem Krieg aufhörte, stattete sie sich aus wie ein Hollywoodstar. Ihre Schwiegereltern missbilligten das. Warum gab sie Dads schwer verdientes Geld für Kleider und einen Privatkindergarten aus, wo sie doch eigentlich einen Kinderwagen schieben sollte?

Ich allerdings war glücklich. Whitehall Gardens bestand aus einer Reihe von Straßen, auf denen es vor Jungs in meinem Alter nur so wimmelte. Unsere Gang wurde von meinem besten Freund angeführt, den wir alle Jimmy nannten, nach einer Figur mit ähnlicher Haartolle in einem beliebten Comic aus dem *Daily Mirror*. Wie alle Kinder spielten wir Fußball, Cricket, Verstecken und Cowboy und Indianer – unser Lieblingsspiel. Krieg spielten wir bloß mit Zinnsoldaten oder Modellautos: der echte war noch zu frisch im Gedächtnis.

Unsere Fantasie wurde angeregt von Filmen, die wir samstagsnachmittags sahen: Roy Rogers, Hopalong Cassidy, Flash Gordon, Die drei Stooges, Charlie Chaplin, Laurel und Hardy, *Looney Tunes*, Disney-Zeichentrickfilme und so weiter. Laurel und Hardy waren die lustigsten Menschen auf der Welt. Chaplin kam mir altmodisch vor, aber genau genommen waren praktisch alle Filme, die wir zu sehen bekamen, vor dem Krieg gedreht.

Sobald wir aus dem Haus waren, konnten wir mehr oder weniger tun, was wir wollten. Wir krochen unter Zäunen durch, auf Rangiergleise, wir klauten in fremden Gärten Äpfel vom Baum, warfen mit Steinen nach Enten, öffneten jedes unverschlossene Garagentor (Autos waren hochinteressant) und folgten dem Milchmann und seinem Pferdewagen bis zum Gunnersbury Park, ein Weg von hin und zurück gut fünfzehn Kilometern.

Jimmy und ich hatten beide Dreiräder, und eines Tages, mit immer noch erst vier Jahren, fuhren wir zusammen auf meinem in den Park, um einen neuen Abfahrts-Zweier-Geschwindigkeitsrekord auf dem steilen Weg vor dem Herrenhaus auf-

zustellen. Ich stand auf der Hinterachse, und Jimpy lenkte. Das Dreirad wurde bei hohem Tempo unkontrollierbar, also konnten wir nur geradeaus fahren – und krachten genau in eine halbhohe gemauerte Beeteinfassung am Fuße des Hügels. Wir landeten beide mit dem Gesicht auf der Erde, erschrocken und blutend. Das Dreirad war so schlimm verbogen, dass wir damit nicht nach Hause fahren konnten. Mein Nasenbluten dauerte zwei Tage.

1950, als ich fünf wurde, kam ich nicht mit meinen Freunden zusammen auf unsere kostenlose öffentliche Grundschule. Mum fand mich immer noch niedlich in Uniform, daher meldete sie mich auf der privaten Beacon House School an, einen Kilometer von unserem Haus entfernt. Ich kannte keines der Kinder dort, kann mich an niemanden von dort erinnern und hasste praktisch jede Minute.

Die Schule war in einem Einfamilienhaus untergebracht, und als Aula diente ein kleines Hinterzimmer, in das wir jeden Morgen »Onward Christian Soldier« singend einmarschieren mussten wie ein Trupp gehirngewaschener chinesischer Kommunisten. Nach einem ungenießbaren Mittagessen erwartete man von uns, eine Viertelstunde an unseren Schreibtischen zu schlafen. Wenn wir auch nur zuckten, wurden wir ausgeschimpft; weiteres Gezappel konnte zu einem Klaps mit dem Lineal oder Schlimmerem führen. Ich wurde mehrmals mit dem Rohrstock geschlagen und einmal vom Lehrer mit der Gummisohle seines Pantoffels verdroschen.

Einmal war ich so gedemütigt und verletzt, dass ich mich bei meinen Eltern beklagte. Sie sprachen mit der Schulleiterin, deren Reaktion darin bestand, mich ab da besonders grausam zu behandeln. Nun durfte ich tagsüber nicht mal mehr auf die Toilette, und manchmal machte ich mir auf dem langen Heimweg in die Hose, weil ich mir nicht mehr zu helfen wusste. Da ich Angst vor noch härteren Strafen hatte, erzählte ich meinen Eltern zu Hause kein Wort mehr davon. Ich ging zu Jimpy und erhielt dort das Mitgefühl – und die frischen Unterhosen –, die ich zu Hause nicht bekam.

Ungefähr um diese Zeit fing Mum an, mich zum Ballettunterricht zu schicken. Ich betrat einen Raum und sah zwanzig leichtfüßige Mädchen in Tutus, die mich ankicherten. Es gab nur wenige Jungen in der Gruppe. Einmal, als ich mich schlecht benommen hatte, zog der Lehrer mir die Strumpfhose herunter, beugte mich über eine Badewanne und verprügelte mich, während die Mädchen sich aufgeregt in der Badezimmertür drängten.

Es ist vielleicht absurd, aber ich mochte den Ballettunterricht. Seinetwegen bin ich heute fast ein Tänzer. Ich neige zwar selbst heute mit über sechzig noch dazu, die Schultern hängen zu lassen wie ein Halbwüchsiger – in einem Buch über die Alexander-Technik wird tatsächlich ein Foto von mir in jungen Jahren als Beispiel für die »post-adoleszente Fehlhaltung« verwendet –, aber ich bin immer noch ziemlich beweglich, und viel von meiner Bühnenshow basiert auf dem, was ich damals in meinen ersten Ballettstunden gelernt habe. Dad machte allerdings bald klar, dass ihm die Sache mit dem Unterricht nicht behagte, also ging Mum nicht mehr mit mir hin.

Gegen Ende der Sommertour der Squadronaires, der arbeitsreichsten Phase für das Orchester, erhielt Mum einen Anruf von Rosie Bradley, einer guten Freundin des Bruders meiner Großmutter Denny, meines Großonkels Tom. Rosie wohnte in Birmington, genau gegenüber von Dennys Bungalow, und erzählte meiner Mutter schon seit einer Weile zunehmend beunruhigende Geschichten über Denny.

Im Sommer 1951 begann Denny sich absonderlich zu verhalten, und Rosie konnte nicht einschätzen, wie viel davon den Wechseljahren geschuldet war. Mr Buss, Dennys reicher Liebhaber, hatte darauf reagiert, indem er Geld schickte. Rosie fand, Mum sollte hinfahren und sich um sie kümmern. Sie erzählte beispielsweise von mehreren Paketen, die Denny kürzlich geliefert bekommen habe, woraufhin sie quer über die Straße rief: »Rosie, Rosie! Komm und sieh dir das an!« In den Paketen waren vier Abendkleider und zwei Pelzmäntel, trotzdem lief Denny mitten in der Nacht im Morgenmantel auf der Straße

herum. Rosie beschrieb das Verhalten von Mums Mutter als »ziemlich plemplem«.

Nachdem sie meine Eltern benachrichtigt hatte, überredete Rosie Mr Buss, eine Zweizimmerwohnung über einer Schreibwarenhandlung in der Station Road in Westgate für Denny zu mieten. Dennoch machte Mum sich weiter Sorgen. »Cliff«, sagte sie zu Dad, »ich glaube, sie schnappt langsam über. Aber vielleicht könnte Pete ja zu ihr ziehen? Es gibt da diese kleine Schule in der Nähe, St. Saviours. Womöglich würde das alles wieder einrenken.« Und darum, so merkwürdig das klingen mag, wurde ich zu meiner Großmutter nach Westgate geschickt und versank in das dunkelste Kapitel meines Lebens.

Dennys häusliche Vorstellungen waren regelrecht viktorianisch. Sie organisierte ihren Tag – und meinen – mit militärischer Präzision. Noch vor sechs Uhr standen wir auf und frühstückten, Toast für sie und Cornflakes und Tee für mich – außer, ich hatte etwas falsch gemacht: Ihre Lieblingsstrafe bestand darin, mir Nahrung vorzuenthalten. Zuneigung bekam ich nur, wenn ich still, vollkommen brav, absolut fügsam und frisch gewaschen war – sprich: nie. Sie war eine böse Hexe und drohte mir gelegentlich sogar mit Zigeunerflüchen. Was hatten sich meine Eltern nur dabei gedacht, mich zu ihr zu schicken?

Als ich mit sechs Jahren nach St. Saviours kam, war ich in Lesen und Schreiben der Schlechteste der ganzen Klasse. Am Ende war ich einer der Besten. Das zumindest war wohl das Gute daran, zu Denny zu ziehen. Ich schrieb einen Brief an Tante Rose, Dennys ältere Schwester, die ihn mir übersät von roten Rechtschreib- und Grammatikkorrekturen zurückschickte. Das verletzte mich, aber Tante Rose sagte Denny auch, dass ich zu alt sei, um nicht anständig lesen und schreiben zu können, und schlug ihr vor, mir ein spannendes Buch bis zur Hälfte vorzulesen, dann aufzuhören und es mich selbst beenden zu lassen. Also las Denny mir *Black Beauty* von Anna Sewell vor, und der Trick funktionierte. Gefesselt nicht nur von der Geschichte, sondern auch von dem ungewohnten Vergnügen, vorgelesen zu

bekommen, schnappte ich mir das Buch im Anschluss sofort und las es fertig.

Ich erinnere mich an kein anderes Buch aus meiner Zeit bei Denny. Einer meiner wenigen Zeitvertreibe bestand darin, mit den Knöpfen einer Kommode zu spielen und zu tun, als wären es die Schalter eines U-Boots. Außerdem hörte ich die Kinderstunde im Radio; die *Toytown*-Abenteuer mit Larry the Lamb und Dennis the Dachshund waren ziemlich gut.

Der Wohnung gegenüber befand sich eine Bushaltestelle. Manchmal rief Denny aus dem Fenster und lud die Fahrer auf eine Tasse Tee ein. Oder sie brachte ihnen den Tee oder schickte mich. Denny fand nichts Ungewöhnliches daran, in Nachthemd und Morgenmantel auf die Straße zu gehen, und auch mir machte es nichts aus, im Schlafanzug zur Haltestelle zu laufen, um einem Busfahrer einen Tee zu bringen. Aber weitere Strecken fand ich schlimm, zum Zeitungshändler oder Lebensmittelladen, wo ich Erwachsenen auf dem Weg zur Arbeit begegnen würde, die mich komisch ansahen.

Oft weckte Denny mich um fünf Uhr morgens und packte diverse Lebensmittel ein, unter anderem Biskuitkuchen in Backformen. Dann marschierten wir zu mehreren vorher vereinbarten Verabredungen, normalerweise mit Offizieren der American Air Force. Es gab kurze Gespräche, und Denny übergab ein Sandwich oder eine Backform, aber was sie als Gegenleistung erhielt, weiß ich nicht. Ich erinnere mich an große, protzige Autos mit halb offenen Fenstern. Vage erinnere ich mich auch an einen Mann, den ich »Onkel« zu nennen hatte. Er war auf einem Ohr taub und blieb ein paarmal über Nacht. Er hatte ein Hitlerbärtchen.

Die ganze Angelegenheit löste Wut und Verbitterung in mir aus. Jahrelang habe ich im Rahmen einer Psychotherapie versucht, es zu verstehen. 1982 drängte mich meine Therapeutin zu versuchen, auf eine deutlichere Erinnerungsebene vorzustoßen, indem ich diese frühmorgendlichen Begegnungen aufschrieb. Ich fing an, und mitten in der Schilderung eines Treffens – der Air-Force-Offizier kurbelte das Fenster herunter, Denny beugte sich in den Wagen – fiel mir plötzlich zum ersten Mal wieder

ein, dass sich die Tür zum Rücksitz öffnete. Ich brach in ein unkontrollierbares Zittern aus und konnte schlagartig nichts mehr schreiben oder mich an irgendetwas erinnern. Mein Gedächtnis schaltete sich einfach ab.

Unsere Wohnung war zum Hausflur im ersten Stock offen und mein Zimmer nie abgeschlossen; der Schlüssel steckte außen. Bekam ich nachts Angst, rannte ich zu Dennys Zimmer. Wenn ihre Tür offen war, scheuchte sie mich weg; wenn sie abgesperrt war, stellte sie sich schlafend und reagierte nicht. Bis zum heutigen Tag schrecke ich in Angstschweiß gebadet und zitternd vor Wut aus dem Schlaf, weil meine Tür zum Treppenhaus nachts nie verschlossen wurde. Ich war ein kleines Kind, erst sechs Jahre alt, und jeden Abend schlief ich mit dem Gefühl ein, unfassbar ausgeliefert, allein und schutzlos zu sein.

Zusätzlich zu den Bussen hatten wir auch Sicht auf den Bahnhof. Ich liebte es, die herrlichen Dampflok zu betrachten, und träumte davon, solche Momente gemeinsam mit einem Freund, Bruder, Schwester – irgendjemandem zu erleben. Meine letzten Gedanken vor dem Einschlafen kreisten häufig um meine Sehnsucht nach körperlicher Zuneigung. Denny fasste mich nicht an, außer um mir eine Ohrfeige zu geben, mich in der Wanne brutal abzuschrubben oder meinen Kopf unter Wasser zu tauchen, um die Seife abzuwaschen. Eines Abends, als sie die Beherrschung verlor, drückte sie meinen Kopf sehr lange unter.

In St. Saviours gab es mehrere Kinder vom nahe gelegenen amerikanischen Luftwaffenstützpunkt. Ein großer, schlaksiger Junge kam in einem kecken Seersucker-Blazer zur Schule, wie er immer noch in gewissen Teilen der USA gerne getragen wird. Seinen Eltern war überhaupt nicht bewusst, welchen Spott das provozieren konnte. Oder doch zumindest, bis Rosie Bradleys Sohn Robert und ich ihn so schlimm hänselten, dass er in Tränen ausbrach, während seine unglückselige Mutter ihn nach Hause begleitete. Dafür schäme ich mich noch heute.

Der dicke, glatzköpfige, falsch-fröhliche Schulleiter hieß Mr Matthews. Das Fenster in Mr Matthews Büro ging zum Spielplatz, und sein Lieblingsritual bestand darin, Kinder auf seinem

Schreibtisch mit dem Rohrstock zu verhauen, während draußen ein Publikum johlender Kinder versammelt war. Einmal landete auch ich vor dem Schreibtisch, warum, weiß ich nicht mehr. Ich beugte mich über die Platte, mit dem Blick zum Fenster, an das sich schaulustige Gesichter drückten, um sich genussvoll an meinem Schmerz zu laben, aber zu ihrer großen Enttäuschung ließ Mr Matthews mich gehen.

Wenn Mum hin und wieder Denny und mich in Westgate besuchte, verströmte sie eine Aura von Londoner Glamour und von Eile, aber auch von Unzuverlässigkeit. Denny stellte weiterhin irgendwelchen Busfahrern und Fliegern nach, und ich war einfach nur unglücklich. Ich hatte meine wunderschönen jungen Eltern gegen ein Leben in spartanischer Disziplin bei einer bemitleidenswerten Frau eingetauscht, die verzweifelt ihre Jugend schwinden sah. Dennys Emotionen mir gegenüber kamen mir rachsüchtig vor, genau wie Mums Vernachlässigung. Und auch der Tod beziehungsweise das Verschwinden der geliebten Männer aus meinem Leben – meines abwesenden Vaters und des kürzlich verschiedenen Königs George VI. – fühlten sich so an, als seien sie zu meiner Bestrafung gedacht. Im Alter von sieben Jahren war ich erfüllt von einem Gefühl, dass sowohl Liebe als auch Regentschaft am Ende seien.

In dieser Zeit ging Mum eine Beziehung mit einem anderen Mann ein. Ich erinnere mich, auf dem Rücksitz eines VW-Käfers zu sitzen und an einer Kreuzung auf der Gunnersbury Avenue zu warten. Mum stellt mir den Fahrer vor, Dennis Bowman; sie sagt, er bedeute ihr sehr viel – und er werde mein neuer Vater sein.

»Ich mag dich lieber als meinen anderen Dad«, sage ich zu Mr Bowman. »Du hast ein Auto.«

Der Wagen ist hellgrün; die Ampel wechselt zu grün, und ich gebe Mr Bowman grünes Licht.

3

YOU DIDN'T SEE IT

Meine Erinnerung an Mr Bowman kehrte erst zurück, als Mum mir Jahre später von ihm erzählte. Rosie Bradley hatte sie über Dennys sich verschlechternden Geisteszustand auf dem Laufenden gehalten, und am Ende bat Mum Dad, sie zu ihrer Mutter zu begleiten. Geschockt von Dennys unberechenbarem Verhalten erklärte er: »Das ist Irrsinn, er kann unmöglich bei ihr bleiben, die ist ja völlig verrückt.« Sie beschloss, dass Denny bei uns unterkommen sollte, bis es ihr besser ginge. Manchmal glaube ich, ohne Dennys offensichtlichen Wahnsinn hätte ich nie zurück nach Hause gedurft.

Im Juli 1952 holte Mum mich mit dem Zug in Westgate ab – allerdings nicht zusammen mit Dad, sondern mit Dennis Bowman und Jimpy, den zu sehen ich mich sehr freute. Auf dem Rückweg im Zug allerdings wurde deutlich, dass Mum sich nicht darauf vorbereitet hatte, mich wieder bei sich zu haben. Mein Rumgezappel nervte sie, genau wie meine laufende Nase. Ich konnte nichts richtig machen. Dennis Bowman sagte leise zu ihr: »Das ist ein richtig lieber kleiner Junge, den du da hast. Warum lässt du ihn nicht in Ruhe?«

Während meiner Abwesenheit hatten sich die Kinder meines Alters in Acton in zwei Gangs aufgeteilt. Jimpy war der Anführer der größeren Gruppe, und seine Autorität erneuerte er jede Woche durch ein Wettrennen, das er immer gewann. Am Tag meiner Rückkehr schlug ich ihn wie durch ein Wunder beinahe und wurde auf der Stelle zu seinem Vize befördert. Nach dem Rennen ging ich zum Klettergerüst auf dem Spiel-

platz, das von einem bedrohlich aussehenden Jungen besetzt war, der mich höhnisch angrinste. »Du kommst hier nicht drauf, Kleiner.«

Normalerweise hätte ich Leine gezogen, aber mein neu gewonnenes Selbstbewusstsein trieb mich dazu, ihn herauszufordern. Ich kletterte auf das Gerüst, und als der Junge mich schubste, schubste ich so fest zurück, dass er hinunterfiel. Er klopfte sich die Hose ab, und ich sah ihm an, dass er mit dem Gedanken spielte, mir einen Denkartel zu verpassen, aber jemand flüsterte ihm etwas ins Ohr. Daraufhin schlich er davon, weil man ihm mit Sicherheit mitgeteilt hatte, dass ich ein Freund von Jimpy war. Schon damals fühlte ich mich glücklich und sicher in einer Jungs-Gang, geschützt von einem männlichen Leittier.

Gerade als meine Kindheit sich zum Besseren wendete, begann der Boden unter meinen Füßen erneut zu schwanken. Es sah aus, als würde ich einen geliebten Elternteil verlieren. Die Einzelheiten erfuhr ich erst Jahre später.

»Dad hatte eingewilligt, dass ich gehe und dich mitnehme«, erklärte Mum. »Und kurz darauf hat Dennis eine neue Stelle im Mittleren Osten bekommen. Er war ein ehemaliger Royal-Air-Force-Offizier mit Auslandsqualifikationen, sehr präsentabel, und wegen des Schlamassels, in den er mich hier gebracht hatte, hat er sich ins Ausland beworben. Schließlich hat er eine Stelle in Aden gekriegt. Sehr gut bezahlt.«

Aber dann hatte Dad es sich anders überlegt.

»Sobald Cliff erfuhr, dass wir nach Aden ziehen, kam er an und meinte: ›Setz dich hin, ich will dir was sagen.‹ Ich hatte schon unsere Fahrkarten, deine und meine. Cliff hat gesagt: ›Ich hab es mir anders überlegt, du nimmst Peter nicht mit. Das ist zu weit weg. Denk noch mal drüber nach, willst du wirklich gehen?‹ Also hab ich drüber nachgedacht und am Ende beschlossen, es noch mal mit deinem Vater zu probieren.«

Ich fragte mich, was Mum mit dem »Schlamassel« meinte, in den Dennis Bowman sie gebracht hatte. War sie schwanger geworden? »Ja. In der Hinsicht war ich in sehr schlechter Ver-

fassung.« Sie zögerte. »Ich hatte ein paar Fehlgeburten.« Sie machte eine lange Pause. »Selbstverschuldete Fehlgeburten.« Nach einer illegalen Abtreibung hatte Mum entschieden, dass sie von da an ihre Schwangerschaften selbst abbrechen würde. »Fünf Mal hab ich das gemacht.«

Ich war sieben und glücklich, wieder zu Hause zu sein, zurück in der lärmenden Wohnung mit Klo im Garten und dem köstlichen Duft jüdischen Essens von oben. Es war alles sehr beruhigend. Jerry Cass hörte immer noch jeden Morgen beim Rausieren eine Viertelstunde lang unfassbar laut Radio, das Dritte Programm der BBC, Klassik, meistens Orchestermusik. (Ich höre immer noch gern zum Aufwachen Radio 3, wie es heute heißt.)

Ich gewöhnte mich wieder in meinen früheren Alltag ein, und das Leben schien verheißungsvoll. Dad war immer noch oft auf Tour oder unterwegs zu Abendauftritten, aber Mum war immer in der Nähe. Manchmal war sie geistesabwesend, spielte aber nicht mehr mit dem Gedanken, Denny auf mich aufpassen zu lassen.

1952 bekamen die Squadronaires ein Sommer-Engagement im Palace Ballroom in Douglas auf der Isle of Man, das über ganze zehn Jahre laufen sollte. In jenem ersten Jahr nahmen wir uns für die gesamten Ferien eine Wohnung, und Mum, die ihre Liebesaffäre noch nicht ganz abgeschlossen hatte, mietete heimlich ein Postfach, wo sie sich Dennis Bowmans täglichen Brief abholte.

Die kleine Ferienwohnung lag im Souterrain eines großen Häuserblocks. Mein Bett stand im Wohnzimmer, eine Verbesserung nach dem Esszimmer. Manchmal wachte ich davon auf, dass Dad barfuß herumschlich, wenn er spät aus der Kneipe kam oder versuchte, sich wegzustehlen.

Ich liebte Jimpy wie einen Bruder. Wir spielten fantasievolle und ausgeklügelte Spiele, und wir waren große Entdecker. In Douglas, der Hauptstadt der Isle of Man, wohin Jimpy uns begleitet hatte, fanden wir ein halb verfallenes altes Herrenhaus,

über dessen hohe Mauern wir kletterten, um Äpfel zu stehlen. Das Haus wirkte verlassen. Wir schafften es irgendwie, in einen Anbau reinzukommen, und entdeckten durch ein Schlüsselloch einen Oldtimer. Durch ein anderes Schlüsselloch konnten wir einen Tisch sehen, auf dem anscheinend ein Schatz ausgebreitet lag – alte Uhren, Werkzeug, Ketten. Wir versuchten, die Türen aufzubrechen, aber sie waren gut verschlossen.

Entdecker zu sein, machte Spaß, aber das Tollste überhaupt war, zu den Auftritten der Squadronaires zu gehen. Das hieß, sich schick anzuziehen und von Mum ein paar Shilling für Chips und Milchshakes zu bekommen. Vor Beginn der Tanzveranstaltungen stellten wir uns mitten in den leeren Raum und wippten auf und ab – der gesamte Boden war gefedert. Danach durften wir herumlaufen, der Musik zuhören und die hüpfenden Rocksäume der tanzenden jungen Mädchen beobachten. Manchmal übten wir am Rande der Tanzfläche aus Eichenbohlen unsere eigenen Tanzschritte.

An Sonntagen fanden im Palace Theatre neben dem Ballsaal Konzerte statt, bei denen die Squadronaires Gastkünstler begleiteten, manche davon etwas ganz Besonderes: Shirley Bassey, Lita Roza, Eartha Kitt, Frankie Vaughan, The Morton Fraser Harmonica Gang und eine Reihe von Komikern – ich glaube sogar George Formby war darunter mit seinem albernen kleinen Banjo. Ich erinnere mich an einen Gitarristen, der auf einer E-Gitarre und gleichzeitig auf einer winzigen Mundharmonika spielte. Er sah ziemlich lächerlich aus, und die Mundharmonika piepste so hoch, dass sie wie das Quietschen einer zwischen seinen Zähnen klemmenden Maus klang. Aber er trat regelmäßig bei diesen Konzerten auf, also kam er offenbar beim Publikum gut an.

Als ich das sah, wollte ich unbedingt auch Mundharmonika lernen, und begann ziemlich ernsthaft, auf der von Dad zu üben.

Es war eine wundervolle Zeit auf der Isle of Man in jenem Jahr. Ich verliebte mich in das jüngere blonde Mädchen von nebenan. Eines Tages, als wir »Mutter, Vater, Kind« spielten, hielt ich sie in einem Spielzelt in den Armen und fühlte mich einen Moment lang wie ein richtiger Erwachsener. Ich weiß

noch, dass ihre Mutter mir später erzählte, das kleine Mädchen würde mal eine »Herzensbrecherin«, wenn sie groß wäre. Ich hatte keine Ahnung, was sie damit meinte, trotz meines eigenen heftig pochenden Herzens.

Gegen Ende dieses ersten Urlaubs auf der Isle of Man holte Mum Denny zu uns und ließ mich in ihrer Obhut, während sie selbst nach London zurückkehrte, um ein für allemal ihre Affäre mit Dennis Bowman zu beenden. In jenem Herbst begannen Mum und Dad, ihr Liebesleben wieder aufzubauen. Sie versuchten, ein zweites Kind zu bekommen, um die Familie zu stabilisieren und mir ein Geschwisterchen zu schenken. Ich weiß heute, dass der Grund, warum es so lange dauerte – mein Bruder Paul kam erst fünf Jahre später auf die Welt –, Mums ramponierter Reproduktionsapparat war. Vielleicht hätte sie ihrem Körper nicht so viel zugemutet, wenn sie früher gewusst hätte, für welchen Mann sie sich entscheiden würde.

Es muss schwer für meinen stolzen Vater gewesen sein, Mum nach der Sache mit Dennis Bowman zurückzunehmen. Ich glaube nicht, dass er von ihren Abtreibungen wusste, aber falls doch, würde das vielleicht sein Trinken und seine häufigen Abwesenheiten erklären. Es könnte außerdem erklären, warum er sich nach der Versöhnung anscheinend mit seiner Frau und Familie am wohlsten fühlte, wenn er angeheitert war; nur dann konnte er seiner Liebe in Worten Ausdruck verleihen.

Im September 1952 kam ich auf die Berrymede Junior School. Ich erinnere mich daran, dass Denny, wenn ich nach Hause kam, meist mit dem Gesicht an die Balkontür gepresst dastand wie ein seltsames, eingesperrtes Tier. Mum und Dad hatten Denny ihr Schlafzimmer überlassen, das sie mit der traurigen Beute aus ihren Jahren als Mr Buss' Geliebte angefüllt hatte – Haarbürsten aus echtem Silber, Nageletuis und Ronson-Tischfeuerzeugen. Ich wünschte, ich könnte sagen, dass sie mir leidtat, aber ich glaube, das stimmt nicht.

Ungefähr um diese Zeit fing ich an zu zündeln. Ich ging von Tür zu Tür und borgte Streichhölzer von den Nachbarn, mit der

Ausrede, Mums Ofen sei ausgegangen. Ich habe nie Häuser angezündet, nur Schutthaufen in zerbombten Häusern oder alte Autos. Eines Tages verkalkulierte ich mich: Ich hatte eine Stadt aus Bauklötzen unter einem Kühltransporter gebaut, den ich für herrenlos hielt, dann stopfte ich Papier in die Stadt und steckte sie in Brand. Der Insasse des Lieferwagens sprang heraus und schrie: »Benzin! Benzin! Du bringst uns alle um!«

An einem anderen Tag, als wir auf dem Zerstörungstrip waren, zogen Jimpy und ich ein riesiges Eisenstück quer über die Bahngleise unter der Brücke und legten uns in einiger Entfernung auf die Lauer. Als der Zug kam, rannten wir weg und warteten darauf, einen schrecklichen Unfall zu hören. Das hätte nicht nur viele Menschen verletzen oder sogar töten, sondern uns auch in ein völlig anderes Leben verfrachten können – nämlich in den Jugendknast. Gott sei Dank ist der Zug nicht entgleist.

Zu Hause war unser Hauptzeitvertreib das Radio. Natürlich gab es 1952 auch schon Fernseher, aber wie Millionen andere Briten wartete auch unsere Familie bis zur Krönung der Queen 1953, bevor wir uns einen Apparat anschafften. Ich las auch viele Comics und mochte sehr gern die Noddy-Bücher von Enid Blyton, die erstmals 1949 erschienen, also damals noch ziemlich neu waren. Dad baute ein Modellsegelboot, das wir manchmal sonntags auf dem Round Pond im Hyde Park schwimmen ließen. Er nahm mich auch mit zu Windhundrennen, was ich total faszinierend fand, besonders im White City Stadium. Und er gab mir immer viel zu viel Taschengeld.

Berrymede lag in einem armen Teil des südlichen Acton, und eines Tages in meinem ersten Schulhalbjahr erzählte ich einem Jungen auf dem Spielplatz, dass Dad 30 Pfund pro Woche verdiene. Er nannte mich einen Lügner – der Durchschnittslohn betrug damals weniger als ein Drittel davon –, aber ich blieb hartnäckig, weil ich wusste, dass es stimmte. Wir hätten uns beinahe deshalb geprügelt, doch dann schritt ein Lehrer ein und meinte, ich solle keine Märchen erzählen: »Niemand verdient so viel Geld. Sei nicht so dumm!«

Dad mochte ja gut bezahlt gewesen sein, aber unserem Lebensstil merkte man davon wenig an – abgesehen von Mums Garderobe. Ich trug schmutzige kurze graue Hosen und einen bunt gemusterten Strickpulli, dazu lange graue Wollstrümpfe, die mir auf die Knöchel rutschten, verdreckte Schuhe und ein weißes Hemd, das natürlich nie ganz weiß war. Wir hatten kein eigenes Auto, wohnten in einer Mietwohnung und fuhren nur selten in den Urlaub. Ein Grammofon hatten wir zwar, hörten aber meine gesamte Kindheit lang dieselben zwanzig Platten, bis ich anfang, selbst neue zu kaufen.

Eine der wenigen verfügbaren Kinderplatten war *The Teddy Bear's Picnic*, die Aufnahme von Henry Hall mit dem BBC Dance Orchestra mit »Hush, Hush, Hush! Here Comes the Bogyman« als B-Seite. Ich hörte sie sehr oft, aber selbst damals bevorzugte ich schon den Sound der modernen Big Bands, einschließlich der Orchester von Ted Heath, Joe Loss und Sidney Torch, bei dem Mum vor ihrer Ehe eine Zeit lang Gastsängerin gewesen war. Seit meiner Zeit bei Denny in Westgate hatte ich eine Abneigung gegen Broadway Musicals: Jeden Tag hatten die unheimlichen Klänge von »Bali Hai« aus *South Pacific* aus Dennys großer Musiktruhe geknistert, einem Geschenk von Mr Buss. Es gab nur ein Lied in *South Pacific*, das mir damals gefiel: »I'm Gonna Wash That Man Right Out of My Hair« – diesen Mann werd ich mir aus den Haaren waschen. Aber dank Dennys Badezimmerbrutalität hatte selbst das einen schaurigen Beiklang.

1953 entwickelte sich zu einem der glücklichsten Jahre meines Lebens – doch dann zog Jimpy weg. Bis dahin war er, auch wenn wir nicht mehr auf die gleiche Schule gingen, immer noch der Mittelpunkt meines Daseins gewesen. Jetzt war er plötzlich fort. Meine Eltern beschlossen, ihn durch einen Springer-Spaniel-Welpen zu ersetzen. Ich weiß noch, wie ich an meinem Geburtstag verschlafen aufwachte und mit diesem bezaubernden Hündchen bekannt gemacht wurde, das zusammengerollt in einem Sessel döste. Wir nannten es Bruce.

Bruce wurde mein ganzes Glück, obwohl er schamlos un-

treu war. Wenn irgendeiner von meinen Freunden oder ein Nachbar aus unserer Straße seinen Namen rief, rannte das verräterische Geschöpf sofort zu ihm; und was ich auch tat, es weigerte sich, zu mir zurückzukommen. Niemand aus meiner Familie kam je auf die Idee, den Hund zu erziehen, mit dem Ergebnis, dass Bruce ziemlich viel durch die Gegend streunte und bellte.

An einem Sommertag knipste ein örtlicher Fotograf ein Bild von meinem Jimpy-Ersatz und mir, das später in der *Acton Gazette* abgedruckt wurde. Ich sitze neben meinem Hund in der Nachmittagssonne, schläfrig an eine Mauer gelehnt. Für uns war der Bürgersteig damals eine einzige lange Sitzbank. Da hockten wir und kontrollierten wie Nachwuchspenner jeden, der vorbeiging.

Als Gang wurden wir abenteuerlustiger, und als wir etwas älter waren, saßen wir gern unter der West Acton Bridge an der Hauptstrecke der Great Western Railway Richtung Westen. Das Tor an der Twyford Avenue stand immer offen, und unter der Brücke konnten wir vor dem Regen geschützt auf den West Country Express und den Welsh Express von Paddington warten, die dann mit vollem Tempo vorbeidonnerten. Einmal warf ich geistesabwesend ein Stöckchen auf die Gleise, als der Zug sich näherte. Bruce – ganz der geborene Apportierhund – sprang hinterher, die dröhnende Lokomotive fuhr über ihn drüber, und ich war mir sicher, dass er tot war. Plötzlich tauchte er mit dem Stock im Maul zwischen den großen Triebrädern auf, sein Kopf hüpfte mit den Antriebswellen auf und ab. Irgendwie schaffte es das verrückte Vieh, durchzuspringen, ohne sich zu verletzen, und legte den Stock vor den Füßen von Peter S. ab, einem seiner Lieblingsnachbarn. Ich staunte sowohl über seine Unbezwingbarkeit als auch über seine Treulosigkeit.

Eines Tages kam ich nach Hause, und Bruce war weg. Er war zu seinem Züchter zurückgebracht worden – zumindest erzählte Mum das. Ich wusste tief im Inneren, dass er eingeschläfert worden war, aber ich schluckte die Geschichte, damit Mum sich nicht aufregte, weil ich mich aufregte. Ich versuchte mich

damit zu trösten, dass er, wenn Mum ihn nicht hätte einschläfern lassen, wahrscheinlich sowieso gestorben wäre.

Bruce war mehr als nur ein Gefährte gewesen. Ohne ihn war ich todunglücklich – nicht nur wegen des Hundes, sondern wegen dem, was er ersetzen sollte. Als Jimpy noch da gewesen war, hatte ich uns als richtige Familie empfunden.

Im Juni 1953 sahen wir uns die Krönungsfeier in Westminster Abbey live auf unserem nagelneuen 23-cm-Fernseher an, auf dem man so gut wie nichts erkennen konnte, wenn nicht alle Lampen aus und die Vorhänge zugezogen waren. Bis dahin hatten meine Eltern mich mitnehmen müssen, wenn sie in den Pub wollten, oder einen Babysitter besorgen. Jetzt, mit dem Fernseher zu meiner Unterhaltung, konnten sie mich zu Hause lassen.

Ganz allein und zu Tode verängstigt sah ich mir die gruselige Science-Fiction-Serie *The Quatermass Experiment* an. Nach seiner Rückkehr zur Erde verwandelt sich der einzige Überlebende einer Weltraummission, der von Aliens »infiziert« wurde, langsam in ein abstoßendes Wesen. Die Spezialeffekte waren vermutlich ziemlich primitiv, aber der psychologische Effekt war verheerend. Ich bekam furchtbare Alpträume. Wenn ich allein war, machte ich mir öfter am Heizstrahler zu schaffen – vielleicht in dem unbewussten Versuch, meine Eltern nach Hause zu zwingen –, faltete Zeitungstreifen zusammen und zündete sie an den glühenden Drähten an. Zum Glück steckte ich das Haus nie in Brand.

Meine Eltern waren immer noch dabei, ihre Ehe zu kitten, und die Kneipe und ihr Freundeskreis dort spielten bei diesem Prozess eine wichtige Rolle. Damals war es normal, Kinder allein zu lassen, aber ich will nicht so tun, als hätte ich es gemocht oder als normal *empfunden*. In Wahrheit war die Erfahrung, mich allein, anders, fremd zu fühlen, jedoch viel »normaler«, als mir bewusst war.

Ich war schon immer ein Träumer. Meine neue Lehrerin Miss Caitling bemerkte das und half mir. Sie erwischte mich ein- oder

zweimal beim Lügen und gab mir zu verstehen, dass sie Bescheid wusste, machte aber nie eine große Sache daraus. Damit machte diese kluge Frau es mir unmöglich, eine Autoritätsperson für mein Schamgefühl wegen des Schwindeln verantwortlich zu machen. Mir blieb nichts anderes übrig, als einzusehen, dass ich selbst schuld war.

Miss Caitling war nicht im gängigen Sinne hübsch. Sie war untersetzt, hatte dunkle, kurze Haare, wirkte etwas burschikos und trug praktisches Schuhwerk. Aber ihre dunklen Augen waren voller Wärme und Verständnis. Sie setzte sich für die Underdogs ein und war somit die perfekte Lehrerin für das heruntergekommene Viertel, zu dem South Acton mittlerweile geworden war. Sie war weder ein unzuverlässiger Vamp (wie Mum) noch eine böse Hexe (wie Denny); sie war ein völlig neuer Frauentyp für mich.

Was Mädchen meines eigenen Alters anging, war ich voll und ganz auf die Expertise meiner Altersgenossen angewiesen – aber die wussten noch weniger als ich. Und Dad war mir auch keine große Hilfe. Eines Abends, als er betrunken war, klärte er mich auf. »Der Mann pinkelt sozusagen in die Frau«, sagte er. Die restlichen Details waren unzweideutig, deshalb weiß ich nicht, warum er beim entscheidenden Teil schummelte. Ich erinnere mich, diese Informationen, so wie ich sie verstand, an einen Freund von mir weitergegeben zu haben – und auch an seine Verwunderung darüber, dass wir alle aus Urin entstanden sein sollten.

Am 8. Mai 1955 stand Dad gerade im Green's Playhouse in Glasgow auf der Bühne, als er ein Telegramm von Norrie Paramor von Parlophone Records, das zu EMI gehört, bekam, in dem er ihm einen Solovertrag anbot. Dads Platte »Unchained Melody« wurde am 31. Juli 1956 veröffentlicht. Sein attraktives Gesicht hing in allen Plattenläden der Gegend. Auch wenn der Song »Unchained Melody« nie ein Hit wurde, so ist er doch von mindestens fünf anderen Künstlern gecovered worden, von denen drei gleichzeitig in den Charts waren. Mein Vater, der Popstar! Ich wollte wie er werden.

In diesem Sommer fuhren wir alle wie üblich auf die Isle of Man. Einmal, als die Band im Palace Ballroom spielte, saßen zwei Mädchen rechts und links von mir und zogen mich auf. Sie trugen die Tellerröcke und Petticoats der damaligen Zeit, mit hübschen Schuhen und tief ausgeschnittenen Oberteilen. Ich kam mir sehr klein vor, mein Blick schnellte zwischen ihren wogenden Dekolletés hin und her, während sie erörterten, welches Mitglied der Squadronaires ihnen am besten gefiel. Eines der Mädchen entschied sich sofort für den Schlagzeuger. Das andere nahm sich Zeit und wählte schließlich den Saxofonisten.

»Das ist mein Dad!«, rief ich. Ihre Enttäuschung verwirrte mich.

Der Vorfall bewirkte zwei Dinge: Er weckte in mir den Wunsch, Musiker zu werden, und er nahm mich unwiderruflich gegen Schlagzeuger mit ihrem schnell trommelnden Sex-appeal ein.

1956 bedeutete Unterhaltungsmusik noch nicht Rock'n'Roll. Aber in der *Goon Show* mit Peter Sellers, Spike Milligan und Harry Secombe, die Dad und ich uns im Radio anhörten, liefen einige frühe BBC-Aufnahmen von Rockauftritten. Einer der Stammmusiker der Sendung war Ray Ellington, ein junger englischer Schlagzeuger, Sänger und Kabarettist. Mit seinem Quartett spielte er Songs wie »Rockin' and Rollin' Man«, die er extra – und wohl eher hastig – für die Sendung komponierte. Für mich hörte sich das an wie eine Art Hybridjazz: Swingmusik mit dummen Texten. Aber ich fand es jugendlich und rebellisch, wie die *Goon Show* insgesamt.

Meine Eltern waren der Ansicht, dass ich nur wenig musikalisches Talent besaß, abgesehen von einer dünnen, nasalen Sopranstimme. Dads Klarinetten oder Saxofone durfte ich nicht anfassen, nur meine Mundharmonika.

Nach einem Fiasko mit einer riesigen Forelle bei meinem ersten Angelausflug auf der Isle of Man tröstete ich mich damit, dass ich im Regen Mundharmonika spielte. Ich verlor mich im Klang des Instruments und hatte ein ganz außergewöhnliches, lebensveränderndes Erlebnis: Plötzlich hörte ich Mu-

sik in der Musik – satte, komplexe harmonische Schönheit, die in den von mir erzeugten Tönen eingesperrt gewesen war. Am nächsten Tag ging ich Fliegenfischen, und dieses Mal erschien mir das Murmeln des Flusses als eine so gewaltige Quelle von Musik, dass ich immer wieder in Trance fiel. Es war der Beginn meiner lebenslangen Verbindung zu Flüssen und Meer – und zu dem, was man als die Musik der Sphären bezeichnen könnte.

Ich habe mich schon immer zum Wasser hingezogen gefühlt. Ein Schulfreund war bei den Seepfadfindern, und mit meinen elf Jahren beeindruckten mich die Abzeichen und die schneidige Uniform. Er nahm mich mit zu seinem Stammesleiter, und ich wurde sofort für ein »Herbergswochenende« eingetragen, um mich mit der Gruppe vertraut zu machen. Dad befragte einen der Assistenten des Leiters und war sehr misstrauisch. Er erzählte mir, der Bursche wisse nicht mal, wie herum man die englische Flagge aufhänge, und bezweifelte, dass er bei der Navy gewesen sein konnte. Als ich nachhakte, meinte Dad, er glaube, der Mann sei »vom anderen Ufer«, ein Ausdruck, den ich nicht verstand.

Letzten Endes gab Dad doch sein O.K. Das Hauptquartier des Stammes befand sich an der Themse. Es gab einen geräumigen umgebauten Schuppen, in dem man übernachten konnte, und ein großes Ruderboot – das Rettungsboot eines alten Schiffs, mit dem die Pfadfinder Ausflüge machten. Wir kamen am Samstag an und verbrachten den Nachmittag damit, Seemannsknoten von einem Schaubild nachzuknüpfen, was die beiden anwesenden Erwachsenen nicht schafften. Nach einem üppigen Mittagessen begann es schon bald zu dämmern, und wir wurden eilig für eine kurze Fahrt auf dem Fluss ins Boot gescheucht.

Es war Flut und deshalb zu gefährlich zu rudern, also befestigten die Männer einen uralten Außenbordmotor am Heck und warfen ihn an. Als wir am Old Boathouse in Isleworth vorbeiglitten, hörte ich erneut eine ganz eigenartige Musik, ausgelöst vom Heulen des Außenborders und dem Plätschern des

Wassers am Rumpf. Ich hörte Geigen, Celli, Hörner, Harfen und Gesang, der immer weiter anwuchs, bis ich unzählige Stimmen eines Engelschors vernahm; es war eine wunderschöne Erfahrung. Solche Musik habe ich seitdem nie wieder gehört, und es war immer mein persönlicher musikalischer Ehrgeiz, diesen Klang wiederzuentdecken und seine Wirkung auf mich noch einmal zu erleben.

Genau auf dem Höhepunkt meines euphorischen Trancezustands lief das Boot auf dem schlammigen Ufer vor dem Schuppen auf. Als es stillstand, hörte auch die Musik auf. Ich fing leise zu weinen an. Einer der Männer legte mir seine Jacke um die Schultern und führte mich zum Lager hinauf, wo ich vor den Ofen gesetzt wurde, um mich aufzuwärmen. Immer wieder fragte ich die anderen Jungen, ob sie die Engel singen gehört hatten, aber keiner von ihnen gab mir auch nur eine Antwort.

Ein paar Augenblicke später stand ich nackt unter einer kalten Dusche beim Schuppen. Es war fast dunkel; eine grelle Glühbirne brannte hinter den beiden Männern, die mich beobachteten, während ich unter dem eisigen Wasserstrahl zitterte. »Jetzt bist du ein echter Seepfadfinder«, sagten sie. »Das ist unser Initiationsritus.« Das einzige Rituelle daran war das Gewichse, das diese beiden Kerle durch ihre Hosentaschen veranstalteten. Es war eiskalt, aber ich durfte die Dusche nicht verlassen, bis jeder von ihnen seinen verstohlenen Höhepunkt erreicht hatte. Ich war angewidert, aber auch verärgert, weil ich wusste, dass ich nicht zurückkommen konnte: Ich würde nie meinen Matrosenanzug bekommen.

Ich erinnere mich nur an einen wirklich schrecklichen Streit zwischen meinen Eltern. Ich saß verängstigt im Esszimmer, während in der Küche Tassen flogen; ich glaube, Mum fuchtelte mit einem Messer herum. Als ich dazwischenging – schluchzend wie ein Kinderdarsteller –, wurde ich von Dad auch noch ausgeschimpft, weil ich mich damit an diesem verabscheuungswürdigen Melodrama beteiligte. Es gab auch Partys, und Dad lud manchmal Musiker ein. Ihr Spielen hielt

mich wach, und ich nervte und blamierte Dad, indem ich weinend ins Zimmer platzte und ihn vor seinen Freunden wegen der Ruhestörung zurechtwies. Aber eigentlich war es irrsinnig aufregend. Der Geruch von Zigaretten, Bier und Scotch wehte durch den Flur.

Vielleicht als Entschädigung dafür, dass ich wegen der wilden Partys nachts nicht schlafen konnte, bekam ich ein kleines schwarzes Fahrrad, das ich jeden Tag an meinen Freund David vermietete, der damit seine Zeitungen austrug. Er zahlte mir einen Sixpence die Woche, aber eines Tages erwischte ich ihn dabei, wie er heftig mit dem Fahrrad gegen den Bordstein knallte, und beendete das Arrangement.

Mit meinem neuen Fahrrad lebte ich meine Reiselust voll aus; es gab kaum eine Straße oder Gasse im Umkreis von sechs oder sieben Kilometern, die ich nicht erforschte. Allerdings besaßen in meiner Gang nur wenige ein Fahrrad, und meine Soloausflüge vertieften mein Einsamkeitsgefühl noch. Oft verfiel ich beim Fahren in einen tranceähnlichen Zustand, und einmal wurde ich beinahe von einem Müllwagen überfahren, als ich ihm vor die Motorhaube kurvte, den Kopf voller Engelsstimmen.

Mühsam brachte ich mir die knifflige Mundharmonika-Titelmelodie der Fernsehserie *Dixon of Dock Green* – gespielt von Tommy Reilly – auf meinem ersten chromatischen Instrument bei. Niemand war auch nur im Geringsten beeindruckt von meiner Leistung, und ich begriff, dass ich das falsche Instrument spielte, wenn ich ein Superstar werden wollte.

Wie viele meiner Altersgenossen verbrachte ich lange, öde Stunden vor diversen Kneipen, ein Päckchen Chips und eine Limo in der Hand, und fragte mich, warum mir solcher Luxus nur gestattet war, wenn meine Eltern sich betranken. Einmal wurde ich beim Klauen erwischt. Ich war in einen Buchladen gegangen, um mir ein paar Bände aus der *Observer's*-Reihe zu kaufen, die ich damals sammelte. Ich bezahlte zwei und versuchte, mit sechs zu gehen. Seltsam ist, dass ich vorher wusste, ich würde erwischt. Die Polizei wurde gerufen, und ich wurde vernommen, ehe man mich gehen ließ.

Dad verlor kein Wort über den Vorfall. Es war die nicht unfreundliche Warnung des Polizisten, die mir im Gedächtnis blieb: »Das ist dein erstes Mal, mein Sohn. Mach das letzte draus – das ist ein furchtbarer Weg, den du da eingeschlagen hast.« Ein furchtbarer Weg? Er war ein guter Polizist, aber ich dachte, es wäre offensichtlich, dass ich mich nur langweilte und mir irgendwie die Zeit vertreiben wollte. Um solider zu werden, fing ich an zu sammeln: Modelleisenbahnen, Modellautos, Comics, Briefmarken.

Ich war entschieden unintellektuell, obwohl ich ständig Geschichten schrieb und Hunderte von Bildern malte, hauptsächlich von Schlachten. Eine Zeit lang zeichnete ich wie besessen Konstruktionspläne für eine Fantasieflotte von riesigen, doppelstöckigen Reisebussen. Meine Busse enthielten Klassenräume, Spielzimmer mit elektrischen Eisenbahnen, Schwimmbekken, Kinos, Musiksäle, und als ich auf die Pubertät zuing fügte ich noch ein großes Fahrzeug hinzu, das eine Nudistenkolonie mit Kuschelzimmer beherbergte.

Ein paar Jahre besuchte ich die Sonntagsschule und sang im Kirchenchor. Abends vor dem Einschlafen trällerte ich meine Gebete in den Verschluss meiner Wärmflasche, die ich wie ein Mikrofon hielt. Meine Eltern sträubten sich weiterhin gegen die Vorstellung, dass ich irgendein musikalisches Talent besaß. Egal, ich war bereits ein Visionär. Eine mobile Nudistenkolonie mit Kuschelzimmer? Ich möchte wetten, nicht mal Arthur C. Clarke hat sich so was in dem Alter ausgedacht!

Immer wenn wir Horry und Dot besuchen fuhren, sah ich nicht nur meine geliebten Großeltern, sondern auch Tante Trilby, Dots Schwester. Trilby war ledig, als ich sie kennenlernte, und hatte ein Klavier in ihrer Wohnung. Das war für mich die einzige Möglichkeit, auf einem zu spielen. Tril konnte Noten lesen und spielte leichte Klassik und Schlager, aber sie versuchte nicht, mir viel beizubringen. Stattdessen unterhielt sie mich damit, mir aus der Hand zu lesen und die Tarotkarten zu legen, wobei alles darauf hindeutete, dass ich in jeder Hinsicht sehr erfolgreich werden – oder zumindest ein »großes« Leben haben würde.

Tante Trilby gab mir Zeichenpapier und lobte meine schnellen Skizzen. Nach einer Weile bewegte ich mich dann Richtung Klavier, und nachdem ich mich vergewissert hatte, dass sie in ihr Strickzeug oder ein Buch vertieft war, begann ich zu spielen. Das Instrument war nie ganz richtig gestimmt, aber ich erforschte die Tastatur, bis ich die jeweilige Kombination fand, nach der ich suchte.

Eines Tages entdeckte ich einige Akkorde, die mich regelrecht schwindlig machten. Als ich sie spielte, vibrierte mein gesamter Körper, und mein Kopf füllte sich mit höchst komplexer, verstörender Orchestermusik. Die Musik schwang sich höher und höher, bis ich schließlich zu spielen aufhörte und in die Alltagswelt zurückkehrte.

»Das war sehr schön«, sagte Tril und sah von ihrer Beschäftigung auf. »Du bist ein echter Musiker.«

Weil Tril so an mich glaubte, entwickelte ich mich zu einem ähnlichen Mystiker wie sie. Ich betete zu Gott, und in der Sonntagsschule fing ich an, Jesus aufrichtig zu lieben und zu bewundern. Im Himmel, wo er wohnte, war die seltsame Musik, die ich manchmal hörte, völlig normal.

Miss Caitling bestärkte mich weiterhin darin, meine Fantasien durch Schreiben und Kunst mit der realen Welt zu verknüpfen. Inzwischen forderte sie mich manchmal auf, der Klasse Geschichten zu erzählen, die ich mir spontan beim Reden ausdachte. Im Rückblick ist mir klar, dass meine Schulkameraden die Frage, wie ich mich aus meinen verschlungenen Handlungsfäden wieder herauswinden würde, genauso interessant fanden wie die Geschichten selbst. Manchmal, wenn ich mich zu stark verstrickte, warf ich einfach eine Atombombe auf meine Figuren und fing von vorne an.

Vor einem Publikum zu stehen fiel mir leicht. Außerdem stellte ich fest, dass ich reaktionsschnell war. Wenn ich etwas nicht wusste, konnte ich mich oft darum herumbluffen. In meinem letzten Jahr in Berrymede erzählte ich jedem, der fragte, ich wolle Journalist werden.

Im Sommer 1957 kam Jimpy noch einmal zu Besuch auf der Isle of Man. Wir hatten eine großartige Zeit zusammen, und

Dad sah sich mit uns im Kino einen Musikfilm an. Ich fragte ihn, was er von der Musik halte. Dad sagte, sie hat Swing, und alles, was Swing hat, ist in Ordnung.

Für mich war sie mehr als nur in Ordnung. Nachdem ich *Rock Around the Clock* mit Bill Haley gesehen hatte, war nichts mehr so wie vorher.

4

RACHE AUF TEENAGER-ART

Ich spielte immer noch Mundharmonika und konnte es allmählich ziemlich gut, aber es war klar, dass die Gitarre das Instrument der Wahl war. *Rock Around the Clock* hatte Jimpy und mich fasziniert, und in Haleys Band gab es nur einen einzigen Saxofonisten. Ihr Country-&-Western-Erbe markierten sie durch eine Pedal-Steel-Gitarre, und der Swing war schwungvoll und extrem fröhlich, beinahe schon manisch. Die Texte waren oft Nonsens. Heutzutage wird in fast jeden frühen Rocksong eine geheime Bedeutung interpretiert, die mit Sex zu tun hat, aber falls das so war, habe ich es nie bemerkt.

Ich mochte Bill Haley nur ein paar Monate lang, aber Jimpy war total angefixt und kaufte sich mehrere Platten von Haley und Elvis. Gemeinsam mit einem hübschen Mädchen namens Elaine, in das wir uns beide verliebt hatten, sang er Elvis-Lieder. Da kam ich nicht mehr mit. In meinen Ohren klang Elvis kitschig, ein Trottel mit Südstaatenakzent, der von Hunden sang. Ich kapierte es einfach nicht. Leider hatte ich seine ersten meisterhaften Veröffentlichungen wie »That's Alright Mama« und »Heartbreak Hotel« verpasst und war direkt bei »Hound Dog« und »Love Me Tender« eingestiegen, einem Song, bei dem ich mich am liebsten übergeben hätte, besonders wenn Jimpy und Elaine einander schmachtend ansangen. In seinen Filmen (außer *Jailhouse Rock*) bestätigte Elvis noch meinen Eindruck, dass er ein Idiot war.

Nach den Ferien trat ich mein zweites Schuljahr in der Acton County Grammar School an. Zur riesigen Freude meiner Eltern wurde meine Mutter endlich schwanger, und mein Bruder Paul

kam auf die Welt. Mum und Dad wollten in eine größere Wohnung ziehen und fanden eine in derselben Straße, in der Dads Eltern immer noch wohnten, einer Seitenstraße der Uxbridge Road. Das Karma schien rundum gut. In der Woodgrange Avenue saß ich auf einer Leiter in unserem neuen Esszimmer und spielte Mundharmonika. Ich wusste, diese Wohnung würde uns Glück bringen. Ich hatte ein eigenes Zimmer mit einer Tür, und Paul war das Geschwisterchen, das ich mir immer gewünscht hatte.

In diesem Herbst kaufte Dad Jimmy und mir Tickets für ein Konzert von Bill Haley im alten Regal-Kino beim Marble Arch. Ich ging eigentlich nur Jimmy zuliebe mit. Wir hatten Plätze auf dem obersten Rang, hinterste Reihe, umgeben von Rowdy-Typen, die ein paar Jahre älter waren als wir. Die Statik des Kinos war durch Bomben geschwächt, sodass der Balkon, als das Publikum begeistert im Rhythmus hüpfte, zu schaukeln begann. (Das Gebäude wurde wenige Monate später abgerissen.)

Mehrere Jungen aus der Schule hörten begeistert Rock 'n' Roll, aber ihr Interesse schien sich darauf zu beschränken, den jeweiligen Nummer-eins-Hit zu pfeifen. Jimmy brachte seinen Vater dazu, ihm eine »Gitarre« zu bauen. Mit diesem improvisierten Ding stellte er sich vor den Spiegel, schwang die Hüften wie Elvis und klimperte auf den Klaviersaitendrähnen, mit denen Fred es bespannt hatte. Eines Tages schnappte ich mir das Instrument und spielte, ohne so recht zu wissen, was ich tat, eine Melodie. Jimmy war baff. Er rannte ins Nebenzimmer, wo unsere Väter saßen und tranken, und holte sie rüber, um sich das anzuhören. Dad sagte nicht viel, doch Fred Beard meinte: »Wenn er auf dem Ding spielen kann, dann könnte er auf einer richtigen Gitarre echt gut sein.«

Dad war nicht überzeugt. Ich gab keine Ruhe, aber weil ich keine Noten lesen lernte, wie er mir riet, nahm er meine Bemühungen nicht ernst. (Allerdings weiß ich bis heute nicht, wie er sich das vorstellte, schließlich hatten wir nicht mal ein Klavier im Haus.)

Komischerweise war es Denny, die eingriff. Sie kaufte mir eine Gitarre, die sie an der Wand eines Restaurants hängen sah,

mit dessen Besitzer sie befreundet war. Es war ein furchtbares Instrument, fast noch schwerer zu spielen als das von Fred gebaute, aber ich war entzückt. Nachdem ich es richtig bespannt hatte, brachte ich mir ein paar Akkorde bei. Innerhalb von Minuten waren drei Saiten gerissen, und der Hals der Gitarre verbog sich allmählich, aber ich verringerte einfach die Spannung und behalf mich mit den verbliebenen drei Saiten.

Einmal hörte mich Dads Freund Bernie Sharpe, ein Trompeter, in meinem Zimmer klimpern und steckte den Kopf zur Tür rein. »Du machst dich gut, Pete«, sagte er. »Findest du nicht, Cliff?« Keine Reaktion von Dad, aber später, allein in meinem Zimmer mit meiner Gitarre, malte ich mir aus, wie ich ihn und seine glorreichen Musiktraditionen hinter mir ließ. Tief im Inneren ahnte ich, dass die Zeit meines Vaters vorbei war.

1957 hatte Chas McDevitt mit einem Song namens »Freight Train« einen Hit in England. Zum ersten Mal hörte ich das Lied von Nancy Whiskey gesungen im BBC-Fernsehen. Als ich dem schlichten Lagerfeuersound des Skiffle lauschte, erkannte ich, dass man mit einer Gitarre und ein paar Akkorden Hits produzieren konnte.

Die sehr reale und unmittelbare Gefahr, die Skiffle-Musik für Dads Plattenkarriere und damit auch für die finanzielle Sicherheit unserer Familie darstellte (bald sah man überhaupt keine Saxofonisten oder Klarinettenisten mehr im Fernsehen), spiegelte auf bemerkenswerte Weise die subtilen Veränderungen, die in der Gesellschaft insgesamt stattfanden. Nach der jahrzehntelangen Anwesenheit einer militärischen Bedrohung von außen sahen sich unsere Eltern nun mit einer Gefahr von innen konfrontiert. Und der Name, der dafür gefunden wurde, war »Jugend«. Ich hatte mich einer Armee von Gleichaltrigen angeschlossen, indem ich Gitarre lernte, das Instrument, das die Karriere meines Vaters bedrohte. Vielleicht versuchte ich die Sache dadurch noch etwas zu entschärfen, dass ich mich eine Zeit lang dem Banjo zuwandte und Dixielandjazz spielte.

In der Gruppe von Schulfreunden, mit denen ich Musik machte, gab es lauter Jungs, die als potenzieller Jimpy-Ersatz

dienen konnten. Chris Sherwin lernte Schlagzeug, und zusammen mit Phil Rhodes an der Klarinette und John Entwistle an der Trompete probten wir jede Woche als Quartett, mit mir am Banjo. Wir nannten uns The Confederates. Im Frühling 1958, als wir anfangen, war ich immer noch erst zwölf Jahre alt, aber die anderen waren schon Teenager. John Entwistle kannte ich etwas besser, und ich mochte seinen Sinn für Humor. Chris Sherwin spielte sich ein bisschen wie der Bandleader auf, zum Teil, weil unsere Proben im Haus seines Vaters am Ealing Green stattfanden.

Unser erster Gig mit den Confederates fand am 6. Dezember 1958 im Congo Club in der Congregational Church in Acton statt. Unser Publikum bestand aus ungefähr zehn Leuten. Ich war starr vor Aufregung, als wir ein Stück spielten, das wir uns zusammen ausgedacht hatten und das auf einem von mir ausgesuchten C-Akkord auf dem Banjo aufbaute. Danach kamen »Maryland« und »When The Saints Go Marching In«, bei dem Chris Sherwin ein explosives Schlagzeugsolo zum Besten gab. Nach dem Auftritt beobachtete ich vollkommen verblüfft, wie John Entwistle und die anderen beiden mit Mädchen Jive tanzten. Ein Mädchen versuchte, mir die Schritte beizubringen, aber ich kam einfach nicht in ihren Takt. Ich kann heute noch keinen Jive.

Und als das Licht ausging und das Knutschen anfang, schlich ich mich nach Hause.

Eines Tages fand ich bei Miscellanea – dem Trödellden, den meine Eltern inzwischen betrieben – eine Mandoline, die mein Interesse am sogenannten Antiquitätenhandel weckte. Dad genoss den einfachen Rhythmus und die Zwanglosigkeit des eigenen Geschäfts – es war oft wegen »Mittagspause« geschlossen, während er in den Pub ging. Im Sommer begleitete ich Dad für die paar Wochen, die er dort auftrat, auf die Isle of Man. Als ich nach Hause kam, stellte ich fest, dass ich zwar meine Banjo-Fertigkeiten weiterentwickelt hatte, die anderen Jungs aber mit ihrer Musik auch weitergekommen waren.

John Entwistle, Chris Sherwin, Phil Rhodes und Rod Griffiths probten regelmäßig mit Alf Maynards Jazzband. Alf war ein großartiger Bursche, aber er spielte Banjo, was mich überflüssig machte, obwohl ich mich erinnern kann, mich mit Alf an Weihnachten am Banjo duelliert zu haben, als die Band zu sechst ganze 18 Pfund einnahm. Einen kurzen Moment lang war ich Teil ihrer schönen Erwachsenenwelt und konnte mir sogar meine erste vernünftige Gitarre leisten. Ich erstand sie für 3 Pfund im Trödelladen meiner Eltern. Das Instrument war in Tschechien gebaut worden und hatte einen dünnen, aber angenehmen Klang.

John Entwistle traf ich seltener, seit er in Alfs Band spielte, und ich machte sogar mit der Musik insgesamt eine Pause, während Chris mir zu helfen versuchte, entwicklungsmäßig zu ihnen aufzuschließen in Sachen Pubertät. Er nahm mich mit in meinen ersten nicht jugendfreien Streifen, *Peeping Tom – Augen der Angst* (der sich als eleganter Film noir herausstellte, statt des Schweinkrams, auf den ich gehofft hatte). Außerdem verhalf er mir zu einem Job als Zeitungsjunge, bei dem ich 30 Shilling die Woche verdiente, was mir als immense Summe erschien. Es war allerdings eine schwierige Runde, weil sie die meisten der großen Häuser um Ealing Common herum einschloss, und im Winter war es furchtbar. Eines kalten, nassen Morgens verschlief ich und wurde gefeuert.

Meine Eltern gaben mir mehr Taschengeld, wenn ich auf meinen Bruder Paul aufpasste, aber er war ein wunderbarer kleiner Junge, und es machte mir Spaß. Denny lauerte im Hintergrund wie ein Vampir, aber ich warf ihr finstere Blicke zu, um klarzustellen, dass sie meinen kleinen Bruder nicht in ihre bösen Finger bekommen würde, solange ich in der Nähe war. Seit es Paul gab, waren wir eine richtige Familie, und das würde ich mir von niemandem wegnehmen lassen.

Meine Eltern waren ganz offensichtlich wieder ein Liebespaar. Sie verbrachten viel Zeit im Pub, was ich damals nicht verstand; heute weiß ich, dass sie beide ein Alkoholproblem hatten.

Dad brauchte das Trinken, um sich im Umgang mit seinen Bekannten und Freunden wohlzufühlen, und Mum versuchte ihr Leben lang, den Schmerz zu betäuben, von ihrer Mutter verlassen worden zu sein. Sie wurde erneut schwanger, und mein Bruder Simon kam im Oktober 1960 zu Hause zur Welt. Ich war damals fünfzehn.

Im letzten Halbjahr der Grammar School im Frühling und Sommer 1961 zählte ich Chris Sherwin weiterhin zu meinen engsten Freunden. Er war nett zu meinem kleinen Bruder Simon, und ich wusste, dass er ein weiches Herz hatte, aber Chris fing an, auf meinem Versagen bei Mädchen herumzureiten. Eines Tages, auf dem Heimweg von der Schule, verlor ich die Beherrschung und verkündete, ich wolle mich mit ihm prügeln. Er war ein großer Bursche, lachte nur und drehte sich um.

Da holte ich mit meiner Schultasche aus und schlug ihm damit auf den Kopf. Zu meiner Verwunderung ging er zu Boden. Weil ich annahm, dass er nur Quatsch machte, ging ich weg, immer noch wütend. Sekunden später spürte ich seine Faust von hinten gegen die Seite meines Kopfes donnern. »Du wusstest genau, dass ich eine Gehirnerschütterung habe«, brüllte er. Hinterher verbreitete er die Geschichte von meiner »feigen Tat« an der ganzen Schule, was meinen Ruf so stark beschädigte, dass John Entwistle der Einzige war, der noch etwas mit mir zu tun haben wollte.

Aber dann sank mein gesellschaftlicher Status, falls überhaupt möglich, noch tiefer. Eines Tages fuhr ich mit dem Fahrrad nach Hause und kam gerade an ein paar Jungs aus meiner Schule vorbei, die Steine an das Fenster eines alten Mannes warfen, als ein Polizist auftauchte. Die Jungen flohen, aber ich wurde geschnappt. Belastet dadurch, dass ich die gleiche Schuluniform wie die Rowdys trug, wurde ich verhaftet und durch die üblichen Gefängnisandrohungen dazu gebracht, die Namen der anderen zu verraten.

Am nächsten Morgen rief der Schulleiter die von mir genannten Namen auf und fügte nach einer kleinen Pause meinen hinzu. Selbstverständlich bekamen wir alle Stockschläge.

Aber das war ein neuer Tiefpunkt für mich, denn es kursierten Gerüchte, ich hätte die Steineschmeißer »verpiffen«. Mum erinnert sich, mich ganz niedergeschlagen in einem kleinen Park neben der Schule sitzen gesehen zu haben; es regnete, aber ich wollte partout nicht reingehen. Dad machte sich solche Sorgen, dass er sich mit mir unterhalten wollte, aber ich schämte mich zu sehr, um ihm von meinen Problemen zu erzählen. Ich ließ die Schularbeit schleifen, igelte mich mit meiner Gitarre ein und schwor mir, es irgendwie allein zu schaffen.

Gegen Ende des Schuljahrs hatte ich meine tschechische Gitarre zur elektrischen umgebaut und mir einen kleinen Verstärker gekauft. John hatte sich einen Bass gebastelt, und wir übten zusammen bei mir zu Hause. Oft gingen wir in einen Fish-and-Chips-Laden in Acton, liefen dann mit am heißen Öl verbrannten Zungen zurück nach Ealing und unterhielten uns über unsere Träume.

Einmal platzte Denny in mein Zimmer, als John und ich gerade Musik machten. »Stell den verdammten Krach leiser«, schrie sie.

Ich sah sie nur kühl an und sagte nichts, sondern hob meinen kleinen blauen Verstärker hoch und warf ihn mit aller Kraft an die Wand. »Leck mich.« Ich fühlte mich sehr ruhig, als das Gerät auf den Boden knallte.

Denny wurde blass und ging.

»Super«, meinte John trocken.

John spielte Bass in einer Gruppe, die unser Schulfreund Pete Wilson gegründet hatte, ein Fan von Cliff Richard and The Shadows. Pete spielte begeistert, aber unbeholfen Gitarre, deshalb fühlte ich mich geschmeichelt, aber zwiegespalten, als sie mich einluden, der Band beizutreten. Da ich in der Überzeugung aufgewachsen war, dass ich später mal Künstler werden würde, riss mich die Vorstellung, Songs von den Shadows zu spielen, nicht gerade vom Hocker. Aber Pete wurde ein Freund, und er war der geborene Anführer.

Mick Brown, unser Schlagzeuger, war ein fähiger Musiker und einer der lustigsten Menschen, denen ich in meinem Leben

begegnet bin. Er besaß außerdem ein Tonbandgerät, das erste, das ich je zu Gesicht bekommen habe, und ich begriff sofort, dass das ein äußerst kreatives Hilfsmittel war. Er machte die erste Aufnahme von mir, als ich das Solo aus »Man of Mystery« von den Shadows auf meiner tschechischen Gitarre spielte. Es klang gut, und bald besorgte ich mir ein eigenes einfaches Tonbandgerät.

Ich liebte das Zeichnen – die Reisebusse meiner Kindheit waren von Alex Graham gelobt worden, dem Schöpfer des berühmten englischen Comics *Wurzel* – und im Kunstunterricht schnitt ich sehr gut ab. Der Kunstlehrer ermutigte mich, ein paar außerschulische Kurse zu belegen, also wurde ich in meinem letzten Halbjahr auf der Acton County Grammar School 1961 ein Teilzeit-Kunststudent am Ealing Art College. Dort besuchte ich mit meinem Freund Martin und seinem Nachbarn Stuart samstagsvormittags den Einführungskurs, in der Hoffnung, Aktmodelle zu malen und zu töpfeln. Martin gab nach einer Weile auf, aber Stuart und ich trugen unsere Mappen über das College-Gelände und versuchten, uns so zu kleiden, wie sich unserer Meinung nach Künstler kleideten.

Um Geld zu verdienen, arbeitete ich im Miscellanea. Mum und ich holten oft zusammen Möbel ab, manchmal ganze Hauseinrichtungen, und ich wurde kräftig und drahtig. Außerdem lernte ich viel über die menschliche Natur in Bezug auf Geschäftliches. Die meisten Kunden feilschten, und manche kamen, wenn sie ein Schnäppchen gemacht hatten, regelmäßig vorbei, um damit anzugeben. Die Händler waren immer still auf der Suche nach einem guten Fang.

In den letzten Schulwochen, als die Prüfungen hinter uns lagen, wendete sich die Atmosphäre zum Besseren. Anscheinend hatten mir alle außer Chris verziehen, und selbst er sah mich nicht mehr so wütend an. Die Dixieland-Band, von der ich ausgeschlossen worden war, probte vor dem Schulgebäude im Auf- und Abgehen, und weil Alf nicht auf das Gelände durfte (er war älter und hatte bereits einen Job), wurde ich gefragt, ob ich den Banjo-Part übernehmen wollte. Nach den Monaten, die

ich nicht dabei gewesen war, wurde eines schnell klar: Ich hatte mehr Fortschritte gemacht als die anderen. In der Schule fühlte ich mich zum ersten Mal der Menschheit zugehörig.

Roger Daltrey war wegen Rauchens von der Schule geflogen, tauchte aber frech immer noch auf dem Gelände auf, um seine diversen Kumpel zu besuchen. Das erste Mal war ich ihm begegnet, als er eine Spielplatzprügelei gegen einen chinesischen Jungen gewonnen hatte. Ich hatte die Schlägerei mit angesehen und fand Rogers Kampftaktik schmutzig. Als ich ihm das zurief, kam er rüber und zwang mich, das zurückzunehmen. Seitdem hatte ich Roger öfter am Acton Hill gesehen, mit einer exotischen weißen E-Gitarre, die er selbst gebaut hatte. Meistens war er mit Reg unterwegs, einem Freund, den ich seit Kindertagen kannte und der wiederum einen 15-Watt-VOX-Verstärker herumschleppte. Kein Kinderkram.

Ich stand vor dem Klassenzimmer und sprach mit dem Klassenlehrer des letzten Jahres, dem gefürchteten Mr Hamlyn, als Roger lässig in seinem Teddy-Boy-Outfit angeschlendert kam, die Haare zu einer prächtigen Tolle gekämmt, die Hose so eng, dass sie Reißverschlüsse im Saum hatte. Mr Hamlyn begrüßte Roger mit der lustlosen Geduld eines Menschen, der wusste, dass es wenig Zweck hatte nachzufragen, warum Roger in eine Einrichtung zurückkehrte, die nichts mit ihm zu tun haben wollte. Bis zu seinem Rauswurf war Roger ein guter Schüler gewesen, und ich glaube, Hamlyn respektierte ihn widerstrebend.

Ein paar Jungs musterten uns neugierig, weil sie sehen wollten, ob Roger mir noch etwas nachtrug. Aber er meinte nur, John habe ihm erzählt, dass ich ziemlich gut Gitarre spiele, und fragte, ob ich womöglich Interesse hätte, bei seiner Band mitzumachen. Ich war entgeistert. Rogers Gruppe, The Detours, war eine Partyband. Sie spielten Country & Western, »Hava Nagila«, Hokey Cokey, die Conga, Cliff-Richards-Lieder und was auch immer gerade erfolgreich in den Charts war. Roger beherrschte die Detours mit typisch eiserner Hand. Den Gesichtern der Umstehenden nach zu urteilen, bedeutete allein die

Tatsache, dass Roger mit mir sprach, eine Veränderung meines Lebens.

So ruhig ich konnte, antwortete ich Roger, ich sei interessiert. Er nickte und ging weg, aber ich hörte erst Monate später wieder von ihm. Bis dahin hatte ich mich schon auf der Kunsthochschule eingeschrieben.

5

THE DETOURS

Das Ealing Art College war für mich in vielfacher Hinsicht eine Offenbarung: sozial, künstlerisch, sexuell und musikalisch. Das erste umwälzende Ereignis war die Entdeckung einer besonders hübschen jungen Frau quer durch einen überfüllten Seminarraum. (Zu meiner Freude fand ich bald heraus, dass sie für Ella Fitzgerald schwärmte und mich offenbar auch mochte.)

Ich hatte einen sehr klaren Musikgeschmack, der ausgewogener war als der des Großteils meiner Bekannten. Von den neuen Trends in der kommerziellen Musik war ich beeindruckt, aber nicht überwältigt. Elvis war o.k., aber er war kein Sinatra. Connie Francis hatte eine erotische Verspieltheit, aber sie war nichts im Vergleich zu Ella. Ealing veranstaltete sogenannte Mittagsclubs, die sich Bebop, Dixieland, Orchestermusik und Oper widmeten und sie im Hörsaal auf einer großen, hochwertigen Lautsprecheranlage vorführten. Musikliebhaber kommentierten das Ganze oder hielten kurze, unprätentiöse Vorträge. Ich verpasste keinen einzigen. Aber ich dachte nicht nur über Musik nach. Ich besaß auch die Fähigkeit, eine noch unstrukturierte Musik in meinem Kopf zu erschaffen, mich in eine kreative Trance zu versetzen, musikalische Visionen zu haben. Und nachdem diese Gabe fast sechs Jahre geschlummert hatte, kehrte sie dadurch zurück, dass ich wieder Orchestermusik hörte.

Damals hatte ich weder eine Ahnung, was das alles für Musik war, noch hatte ich ein ausgebildetes Gespür für die speziellen Eigenheiten verschiedener Komponisten, aber als Kind Jerry Cass' Radiosendungen zu hören und bei meinen Eltern aufzuwachsen, hatte meine musikalische Fantasie befeuert.

Ich konnte auf der Gitarre ein bisschen Jazz klimpern, aber dem Mädchen, in das ich verliebt war, erzählte ich natürlich, dass ich hin und wieder in einer Jazzband spielte. Das entsprach nicht so ganz der Wahrheit: Ich hatte ein paar Auftritte in der Gegend absolviert, aber nur mit Popbands, die als Rauschmeister am Ende des Abends ein bisschen plumpen Jazz gaben.

Irgendwann tritt sie sich mit ihrem älteren Freund und kam zu mir, um sich ein paar Zärtlichkeiten abzuholen. Als sie den Kopf schief legte, damit ich sie küsste, wusste ich nicht, was tun. Was Mädchen betraf, lebte ich immer noch in einem Nebel der Unsicherheit. Daraufhin suchte sie bei einem anderen aus unserem Kurs Trost, und ich war am Boden zerstört. In meiner Vorstellung war sie perfekt. Das war natürlich genau das Problem. Ich lebte in meiner Fantasie, wohingegen sie real war, mit den Bedürfnissen und Wünschen einer jungen Frau.

Anfang 1962, nachdem der Anruf gekommen war, auf den ich gewartet hatte, machte ich mich auf den Weg zu Roger, um für die Detours vorzuspielen. Noch ehe ich ankam, öffnete eine blonde Frau die Haustür und ging langsam auf mich zu. Sie weinte, aber als sie meinen Gitarrenkoffer sah, blieb sie stehen und riss sich zusammen.

»Willst du zu Roger?«

»Ja.«

»Dann kannst du ihm was ausrichten: Entweder ich oder seine blöde Gitarre.«

Ich klopfte an der Tür und überbrachte die Nachricht, fest damit rechnend, dass er ebenfalls in Tränen ausbrechen, dem göttlichen Geschöpf hinterherlaufen und hoch und heilig schwören würde, niemals wieder eine Gitarre anzufassen.

»Die kann mich mal«, sagte er. »Komm rein.«

Wir gingen direkt nach oben in Rogers Zimmer. Er war fahrig, und hinterher stellte sich heraus, dass sich einer der Kriminellen, mit denen er sich herumtrieb, vor der Polizei versteckte – und zwar unter dem Bett, auf das ich mich zum Spielen setzte. Das Ganze ging sehr schnell. »Kannst du E-Dur? Kannst du

H-Dur? Kannst du ›Man of Mystery‹ von den Shadows? ›Hava Nagila‹? Alles klar. Dann sehen wir uns zur Probe im Harry's.«

Das erste Konzert, das ich mit den Detours spielte, fand Anfang 1962 in einer Halle neben den Chiswick Swimming Baths statt. Ich ersetzte Reg Bowen, einen Gitarristen, der lieber der Roadmanager der Band werden wollte. Roger arbeitete tagsüber als Blechschlosser und hatte sich am selben Morgen böse in die Finger geschnitten, sodass er fast unmittelbar, nachdem ich angekommen war, hinter die Bühne verschwand. Also spielte ich ungeschickt die Leadgitarre.

Die meisten der ersten Gigs arrangierte unser Schlagzeuger Harry Wilson oder sein Vater. Wir mochten Harry. Wenn er einen Fehler machte, wurde er rot, tobte, entschuldigte sich und spielte dann fröhlich weiter. Wir probten bei ihm zu Hause in Acton, und sein Vater fuhr uns mit seinem Lieferwagen zu unseren kleinen Konzerten.

Ich hatte eine Single-Pickup Harmony Solidbody Stratocruiser, die Roger für mich rot lackiert hatte. Wir machten einstudierte Beinbewegungen zu den Songs von Cliff Richards and The Shadows (John konnte das besonders gut, Roger besonders schlecht), und wir fuhren durch den gesamten Großraum London und manchmal noch weiter, um auf Hochzeiten, Firmenfeiern, Geburtstagen oder in Pubs zu spielen. Bei einer Hochzeit erklärte uns einmal ein für die Pause engagierter Klavierspieler, dass er, wenn er betrunken war – und das war er meistens –, nur seine linke Hand kontrollieren konnte, die eigentlich für die Begleitung zuständig war. Seine rechte Hand ging auf eigene Faust auf die Suche nach der Melodie. Das gehörte mit zum Lustigsten, was ich je gehört hatte, und ich gab mir größte Mühe, es auch zu lernen. Bei einer anderen Hochzeit bekamen wir 50 Pfund Trinkgeld vom Brautvater, und angesichts dieser astronomischen Summe dachten wir zum ersten Mal darüber nach, uns einen eigenen Transporter zu kaufen.

Obwohl die Detours Rogers Band waren, stand damals Colin Dawson, ein gut aussehender junger Mann mit einer kräftigen konventionellen Popstimme, am Mikrofon. Auf einer

Verlobungsparty warf die künftige Braut beschwipst ein Auge auf Colin, und irgendwann drohte der Bräutigam in spe mit Prügel. Wir erlebten jede Menge Schlägereien, und ich habe es Roger zu verdanken, dass mir nie jemand etwas getan hat. Selbst ein total Betrunkener wäre nicht so dumm gewesen, ihn zu provozieren.

Alle um mich herum bei den Detours tranken. Colins Freundin Angela wurde achtzehn und gab die erste Party, auf der ich jemals war. Die Leute kamen, tranken eine halbe Flasche Bier und taten dann, als wären sie besoffen, damit sie den Rest des Abends mit jedem knutschen konnten, den sie in die Finger bekamen. Bei mir klappte das nicht.

Allerdings zeigte eine Frau aus meinem Kurs in Ealing Interesse an mir, und eines Tages hielten wir plötzlich Händchen, während wir durch eine Kunstgalerie spazierten. Ein paar Tage später gingen wir auf eine Party, auf der sie sich schnell betrank und mich dann küsste. Das war mein erster Kuss, und ich bin nicht sicher, ob ich sagen kann, dass ich ihn genoss. Es fühlte sich eher an, als wollte sie mich bei lebendigem Leibe auffressen. Kurze Zeit später knutschte sie mit einem anderen Jungen aus unserem Kurs herum, und die beiden verschwanden.

Es war eine schreckliche Heimfahrt allein im Zug; das Mädchen war schon nett, aber ihr Verrat konnte nicht mal annähernd den erstaunlichen Schmerz erklären, den ich empfand.

Gegen Ende meines ersten Jahrs auf der Kunsthochschule spielten wir mit den Detours unser erstes Clubkonzert im Paradise Club in Peckham. Wir holten uns einen neuen Drummer. Er hieß Doug Sandom. Um Harry tat es uns leid, aber Doug war definitiv besser. Er war ungefähr zehn Jahre älter als wir und benahm sich wie ein richtiger Profimusiker. An einem Sommerabend in Peckham bauten wir das Equipment ganz dicht um sein Schlagzeug auf, drehten den Sound insgesamt herunter und erreichten zum ersten Mal einen vernünftig ausgewogenen Klang. Allmählich bekam ich das Gefühl, dass wir tatsächlich eine Chance hatten, mit den Detours Geld zu verdienen.

Maurice Plaquet, ein Musikerfreund von Dad, übernahm

die Rolle des Agenten für unsere Band und besorgte uns einen Auftritt am 1. September 1962 im Rathaus von Acton als Vorgruppe des Ron Cavendish Orchestra. In der Zeitung hießen wir The Detours Jazz Group. Das dazugehörige Foto zeigt uns dicht zusammenstehend mit Anzügen, Krawatten und professionellem Grinsen. Es war das beste Foto von mir, das ich bis dahin gesehen hatte, und ich begriff schnell die Bedeutung solcher Bilder: Rogers hübsche jüngere Schwester Carol entdeckte es und lag ihm ab sofort in den Ohren, mich mit ihr zu ver-kuppeln.

In den Fluren des Ealing Art College waren interaktive Holzinstallationen unseres Kursleiters Roy Ascott ausgestellt, bei denen der Betrachter diverse Teile umstellen konnte. Wir sollten uns ein Jahr lang darauf konzentrieren, unsere vorgefasste Meinung über Kunst, Kunsthochschulen, Kunstunterricht und alle Formen von Design loszuwerden. Ich stellte fest, dass die Lücken in meiner Schulbildung eklatant waren.

Auf dem College unterrichtete sowohl die neue als auch die alte Garde. Letztere waren konservative Zeichner, Kalligrafen, Buchbinder und dergleichen, die extrem penibel waren. Die neuen Dozenten trugen Jeans, waren zwischen zwanzig und vierzig und unkonventionell ausgerichtet. Unsere erste Zeichenstunde wurde von einem Angehörigen der alten Garde geleitet. Er gab uns Anweisungen, wie wir unsere Bleistifte zu spitzen, welche Härte wir für welche Aufgabe zu wählen, wie wir das Papier auf die Bretter zu klemmen, wie wir zu sitzen, unsere Stifte zu halten und einen Entfernungsmaßstab zu berechnen hatten.

»Zeichnen Sie eine Linie.«

Jeder von uns zeichnete eine Linie und sah sich schärfstmöglicher Kritik durch den Dozenten ausgesetzt, der uns darauf hinwies, dass die erste Linie von Norden nach Süden ausgerichtet, fünfzehn Zentimeter lang, von gleichförmiger Dicke und mit einem 3B-Bleistift ohne Lineal gezeichnet werden sollte; jede Abweichung stellte eine eines Studenten am Ealing Art College unwürdige Zügellosigkeit dar.

Die zweite Stunde hielt einer von den Progressiven. »Zeichnen Sie eine Linie.«

Kein Problem. Wie nach einer Choreografie zeichneten wir jeder eine Linie, von Nord nach Süd, fünfzehn Zentimeter lang, von gleichmäßiger Dicke etc. Unser Dozent, der junge Anthony Benjamin, verließ den Raum und kehrte mit dem Bildhauer Brian Wall zurück. Sie fingen an zu toben und zu schimpfen und brüllten uns an. Irgendwann zückte Benjamin ein kleines Taschenmesser und stach sich in den Finger, dann zog er Blut über ein weißes Blatt Papier. »Das ist eine Linie. Versteht ihr?« Natürlich verstanden wir. Wir waren die unschuldigen Opfer in einem Kampf zwischen Alt und Neu.

Ein weiterer Gastdozent war Larry Rivers, der erste schwule, amerikanische, drogensüchtige, Saxofon spielende Maler, dem ich je begegnet war. Ich hatte das Gefühl, durch ihn dem späten Jackson Pollock so nahezukommen, wie überhaupt möglich. Und tatsächlich sind ein paar von Pollocks überwältigenden, zutiefst chaotischen Werken ein paar Wochen lang in den Korridoren der feinen Kunsthochschule ausgestellt worden. Später entdeckte ich, dass Peter Blake – mein Lieblingsmaler – ein Atelier in Bedford Park nicht weit vom College hatte, was meine Identifikation mit ihm noch verstärkte.

Ich experimentierte mit Farben und Zeichensystemen, und eine Gruppe von uns baute in unserem Unterrichtsraum ein großes Objekt, in dem wir vorhatten, einen sogenannten Erlebnis-Schuppen zu schaffen. Mein erster Versuch mit Installationskunst, es kam mir vor wie eine Geisterbahnfahrt.

Im Herbst 1962 hatte keiner der Leute im Umfeld der Detours groß Ahnung davon, was ich an der Kunsthochschule so trieb, und mir fiel es schwer, meinen Studentenfreunden etwas über die Band zu erzählen. Obwohl wir allmählich ganz gut verdienten, fand ich die Detours irgendwie uncool. Ich wohnte noch bei meinen Eltern, aber es wurde langsam Zeit, mich zu outen, in beiden Bereichen meines Lebens – der Band und meinen Kunsthochschulfreunden gegenüber. Ich musste Farbe bekennen.

Im ersten Trimester meines zweiten Studienjahres brach die Kubakrise aus. Am alles entscheidenden Tag im November 1962 ging ich mit der festen Überzeugung zum College, dass das Leben vorbei wäre; warum überhaupt noch zum Unterricht erscheinen? Als die Katastrophe nicht eintrat, war ich froh, nicht zu denen gehört zu haben, die in Panik geraten waren, geweint oder sich um Kopf und Kragen geredet hatten, bevor die gute Nachricht verkündet wurde.

Irgendwie leitete ich aus diesem Beinahe-Weltuntergang die Botschaft ab, dass ich der geduldig beharrlichen Carol Daltrey eine Chance geben sollte. Also ging ich hin und wieder mit ihr spazieren, versuchte, mich mit ihr über das zu unterhalten, was ich auf der Kunsthochschule machte, küsste sie im Flur ihres Elternhauses, wann immer und so lange ich konnte, und erfuhr – durch Gespräche mit Rogers älterer Schwester Gillian und ihrem klugen Freund – von einer neuen Jugendbewegung, die im Westen Londons entstand: den Mods aus der Arbeiterschicht. Anfang der 1960er wurde in England die Teddy-Boy-Subkultur von zwei neuen Bewegungen verdrängt: den Mods und den Rockern. Die Mods interessierten sich für Mode, R&B, Motorroller und die neuesten Tanzschritte, während die Rocker eher zum Machismo neigten, nach dem Vorbild von Marlon Brando als Anführer seiner Motorrad-Gang in *Der Wilde*.

Gillians Freund hatte einen schwarzen PVC-Mantel und fuhr eine Vespa wie ein junger Italiener aus Rom. Carol Daltrey sagte, ich sei ein echter »Modernist«-Typ, und ermunterte mich, mir einen PVC-Mantel zuzulegen. Neben ihr zu sitzen und sie stundenlang zu küssen war besonders romantisch, weil der Schnee draußen die Weihnachtsferien einläutete. Diese Mod-Verschwörung fand praktisch genau vor Rogers Nase statt, der selbst eher ein Rocker war. Als ich an jenem Abend nach Hause lief – es schneite immer noch –, war ich glücklich, obwohl ich wusste, dass Carol nicht die Richtige für mich war. Nicht dass sie zu jung gewesen wäre (mit meinen siebzehn war ich nur zwei Jahre älter als sie), aber mir war klar, dass sie nicht in den Kunsthochschulteil meines Lebens passte. Ich war mir nicht einmal sicher, ob ich selbst in der Lage war, den Spagat

zwischen den beiden völlig unterschiedlichen Welten der Kunst und der Musik zu bewältigen.

Mit den Detours hatten wir zu dieser Zeit eine Menge zu tun. Nach Weihnachten arrangierte Leslie Douglas, in dessen Band Mum in den späten 1940ern gesungen hatte, für uns einen lukrativen Sonntagnachmittagsauftritt im American Officer's Club in Queensway. Eine Reihe guter Londoner Bands spielte auf den Bühnen, auf denen wir jetzt auftraten: Cliff Bennett and the Rebel Rousers, The Beachcombers und The Bel Airs. Ich übernahm die Leadgitarre, wenn Roger sich das Mikrofon schnappte, um sein Lieblings-Johnny-Cash-Medley zu singen – das kam bei heimwehkranken Yankees immer an.

Roger kaufte einen Transporter, den ich mit meinem Detours-Logo verzierte – mit einem Pfeil am O. Auf einem Foto stehen wir vier neben dem Transporter und sehen in unseren schwarzen kragenlosen Lederjacken aus wie Müllmänner. Im Januar 1963 hatten wir fünf oder sechs Auftritte, aber im Februar stieg die Zahl sprunghaft auf elf oder zwölf an, einschließlich unseres ersten Konzerts im Oldfield Hotel in Greenford, das für uns ein festes Standbein werden sollte. Ab März spielten wir siebzehn oder achtzehn Mal pro Monat, und dieses straffe Programm zogen wir eine ganze Zeit lang durch.

In einer guten Woche nahm ich an die 30 Pfund mit nach Hause, was 1963 eine absurd hohe Summe war. Zum Vergleich: Mein Stipendium für ein ganzes Studienjahr betrug 140 Pfund. Jetzt wo ich Geld hatte, konnte ich zu Selmer's Musikgeschäft in der Charing Cross Road fahren und mir einen Fender-Pro-Verstärker mit einem 15-Zoll-Lautsprecher kaufen. Er war laut, schrill und sexy. Der Verkäufer, der ihn mir aufschwatzte, war John McLaughlin, der später eine Fusionjazz-Gitarrenlegende werden würde.

Zu Beginn des Frühjahrs 1963 lernte ich Richard Barnes kennen, den jeder Barney nannte. Er wurde ein Freund und Verbündeter fürs Leben und der wichtigste autorisierte Biograf von The Who. Wir verstanden uns auf Anhieb, und ich liebte seinen trockenen, beißenden Humor. Wegen meiner Unbeholfen-

heit und Selbstversunkenheit lernte ich nur langsam von den Menschen um mich herum, aber Barney war nachsichtig mit dieser – und jeder anderen – Schwäche. Ich spürte auch, dass Barney um mein musikalisches Talent wusste, vielleicht sogar deutlicher als ich selbst.

Meinen ersten furchtbaren Kater hatte ich, nachdem unser Schlagzeuger Doug mich bei einem unserer regelmäßigen Gigs im White Hart Pub in das Serienbiertrinken eingeführt hatte. Danach fing ich an, im College ein bisschen anzugeben, indem ich eine Viertelliterflasche Whisky in der Gesäßtasche meiner Levi's herumtrug. Dennoch war mir klar, dass ich in fast jeder Hinsicht hinter meinen Altersgenossen herhinkte. Die anderen aus der Band hatten feste Freundinnen, sogar Ehefrauen. Ich knutschte ab und zu im Laderaum des Bandtransporters mit irgendwelchen Mädchen herum, aber meine Versuche, ernsthaftere sexuelle Experimente durchzuführen, endeten in Frustration.

Meine Studienfreunde Nick Bartlett und Barney sahen sich die Detours zum ersten Mal bei einem Auftritt am 29. März in einem College in London an. Sie wirkten beeindruckt. Barney hatte eine feste Freundin, Jan, die sehr hübsch war. Ihre dunklen Haare waren zu einem mittellangen Bob geschnitten, die Augen durch einen ägyptisch anmutenden schwarzen Kajal-Lidstrich effektiv geschminkt. Sie war es, die erstmals den Erfolg einer Band namens The Rolling Stones erwähnte. Im Auftrag der Detours, die keine Zeit für andere Bands hatten, begannen Barney und Jan, die Musikszene außerhalb unserer immer gleichen Runde von Kneipenbühnen zu erkunden.

Und es gab viel zu entdecken, obwohl sich herausstellte, dass die Stones in dieser Gegend ganz vorne lagen. Im Vorjahr war Ealing die Geburtsstätte des British R&B gewesen. Alexis Korner, der Vater dieses Genres, trat regelmäßig im Ealing Club auf, zusammen mit dem legendären Cyril Davies an der Blues-Mundharmonika. Brian Jones war gelegentlich mit der Slide-Gitarre dabei, Jack Bruce spielte Kontrabass, und Mick Jagger sang Chuck-Berry-Songs. Im Herbst 1962 hatten sich die Rolling Stones zu der Band entwickelt, die wir heute kennen, und den wöchentlichen R&B-Termin im Ealing Club übernommen.

Ab und zu bekamen wir Kunststudenten sie zu Gesicht, wenn sie vor dem Gig auf der Straße herumspazierten. 1963 waren die Gerüchte über die Stones bereits legendär; wir hatten keinen Zweifel, dass dies neben den Beatles die Band war, die man im Auge behalten musste.

Im Frühling 1963 fingen zwei Fotografiestudenten an, die Jukebox in Sid's Café gegenüber dem College mit 7-Zoll-R&B-Singles zu bestücken. Eine stach hervor: »Green Onions« von Booker T and the MGs. Ich muss sie 50-Mal gehört haben, und schließlich arrangierte ich eine Version für Leadgitarre statt Orgel, die wir ins Repertoire der Detours aufnahmen. Am 17. Mai 1963 spielte die Band im Carnival Ballroom im Park Hotel in Hanwell, nicht weit von Ealing, weshalb all meine Bekannten vom College erschienen. Vor der Bühne standen einige hübsche Frauen von der Modeschule und taten, als würden sie mich anschreien wie Beatles-Fans; sie machten nur Spaß, aber alle waren beeindruckt, besonders, als wir die funkigeren R&B-Stücke spielten, die ich erfolgreich in unser ansonsten eher konventionelles Repertoire geschmuggelt hatte.

Das war ein prägender Augenblick für mich. Meine Freunde von der Kunsthochschule konnten die Band sehen, über die ich nur so ungerne gesprochen hatte; John, Roger und Doug konnten meine Kommilitonen sehen und wie groß mein Bekanntenkreis dort war. Mir war immer noch unangenehm, dass einige unserer Songs Charthits von den Beatles, Gerry and The Pacemakers, Johnny Kidd und Buddy Holly waren. Aber ich wusste auch, dass wir genug R&B-Stoff spielten, um das Interesse mancher der anspruchsvolleren Musikfans am College zu wecken.

Sechzig Konzerte später buchte uns Commercial Entertainments für mehrere Auftritte im St. Mary's Ballroom in Putney. Einmal spielten wir als Vorgruppe für Johnny Kidd and The Pirates. Das war eine extrem lässige Band, die nur mit Leadgitarre, Bass und Schlagzeug einen wuchtigen Sound auf die Bühne brachte. Wir beschlossen, denselben Weg zu gehen, und Roger erlaubte mir, die Leadgitarre zu übernehmen, damit er sich ganz

auf den Gesang konzentrieren konnte. Er verkaufte mir seine Epiphone Solidbody. Mit meinen Chet-Atkins-Übungsstücken als Vorlage übte ich das Rockabilly-Fingerpicking der Pirates, das Mickey Green spielte. Im Laufe der Zeit eignete ich mir eine Mischung aus Rhythmus- und Leadgitarre an und spielte, was später *Powerchords* genannt wurde, oft zusätzlich mit einer raselnden leeren Saite, um den Sound farbiger zu machen.

Außerdem trafen wir unseren künftigen Toningenieur und Produzenten Glyn Johns. Er sang bei den Presidents, die auf dieser Bühne sehr beliebt waren, und er hielt sehr viel von unserer neuen reduzierten Besetzung. Roger lernte seine erste Frau Jackie bei diesem Gig kennen. Ich war eine Weile mit ihrer gut bestückten besten Freundin zusammen. Als ich zum ersten Mal meine Hände in ihre Bluse steckte, dachte ich, ich wäre im Himmel. Eines Tages versuchten wir, Sex zu haben. Sie nahm mich mit zum Haus ihres Cousins, wo ihr Onkel gerade ein bisschen renoviert hatte. Ich trug mein bestes Mod-Outfit und dazu ein besonderes, neues Paar Wildleder-Desert-Boots. Ich lag auf ihr, während sie an meiner Hose fummelte, aber plötzlich bekam ich kalte Füße – buchstäblich. Meine kostbaren neuen Schuhe hingen in einem Eimer Tapetenkleister.

Im Winter wurde Jackie schwanger, und Roger heiratete sie im März 1964, fünf Monate, bevor ihr Sohn Simon geboren wurde. Nick war mit Liz Reid zusammen, einer hübschen blonden Schottin aus der Modeschule. Ein paar Monate davor hatte er eine umwerfende irische Freundin gehabt, ebenfalls von der Modeschule. Da sie gerade eine Beziehung beendet hatte, gingen wir zu viert chinesisch essen. In der U-Bahn auf dem Heimweg flüsterte sie mir ins Ohr, sie wolle mit mir schlafen, und dann, vor der Station Ealing Common, rauchten wir Gras; für mich war es das erste Mal. Ich weiß noch, dass ich das Gefühl hatte, etwas ziemlich Wichtiges entdeckt zu haben, aber nicht ganz sicher war, was.

Zu Hause in meinem Zimmer legten sich Nick und Liz zusammen im Dunklen auf mein Bett. Ich war mit dem irischen Mädchen auf dem Fußboden. Das war mein erstes echtes sexuelles Erlebnis, bei mir stellten sich also die Rock-'n'-Roll-

Elemente Sex und Drogen gleichzeitig ein. Ich kam innerhalb von Sekunden. Am nächsten Morgen hörte ich das irische Mädchen ein paar Tische entfernt in Sid's Café gutmütig über meine sexuelle Unerfahrenheit lachen, aber das war mir egal. Kunstfertigkeit spielte keine Rolle. Um die zu entwickeln, blieb noch reichlich Zeit. Aber ich war endlich angekommen.

Ich wollte Bildhauer werden, aber das Ealing Art College verlor die Prüfberechtigung für Bildende Kunst und Bildhauerei, und meine Eltern machten sich Sorgen, ich könnte ohne Abschluss vom College abgehen. Da ich die Band immer noch als Nebenprojekt betrachtete, überlegte ich, auf ein anderes College zu wechseln. Besonders interessiert war ich an kinetischer Kunst: Installationen, die kräftige Farben, Licht, Fernsehbildschirme und komplexe, kodierte Musik kombinierten. Das alles, stellte ich mir vor, würde interaktiv sein, zum Leben erweckt von den Computern, von denen Roy Ascott sprach.* Allerdings wusste ich, dass ich meine Freunde vermissen würde, wenn ich Ealing verließ, und deshalb schwenkten Barney und ich auf Grafikdesign um.

Alles wurde anders, als ich Tom Wright kennenlernte, den Stiefsohn eines Offiziers der American Air Force, der in der Nähe stationiert war. Wie sich herausstellte, waren er und sein bester Freund Cam diejenigen gewesen, die die Jukebox im Café um R&B-Singles ergänzt hatten. Sie waren berüchtigt, weil sie Marihuana in ihren Bekanntenkreis eingeführt hatten, vor allem aber für ihre riesige Plattensammlung bekannt. Einer ihrer Freunde hörte mich einmal im Unterrichtsraum Bluesgitarre spielen und rannte los, um Tom zu holen.

* Ascotts persönliches Manifest wird in seiner Kursbeschreibung deutlich: »Das Hinterfragen vorgefasster Meinungen. Die analytische Erforschung von Natur und Maschinen dient als Einführung in Struktur, Wachstum und Form, zyklische und serielle Situationen und Umweltprobleme. Diese praktischen Tätigkeiten werden ergänzt von Seminaren in Kybernetik, Semiotik, Psychologie ...« Weitere Einzelheiten auf www.frieze.com/issue/article/degree_zero.

Damals hatte ich mir schon ein paar eigene Bluesalben gekauft – von Leadbelly, Sonny Terry und Brownie McGhee und von Big Bill Broonzy. Ich hatte Chuck Berry gehört, aber nur seine Popcharts-Sachen. Tom und Cam hatten Platten von Lightnin' Hopkins, Howlin' Wolf, John Lee Hooker, Little Walter, Snooks Eaglin und anderen mir völlig neuen Bluesmusikern. Solange ich hin und wieder für sie Gitarre spielte, durfte ich sie besuchen. Jedes Album war eine Offenbarung, aber der wahre Reichtum ihrer Sammlung lag an den Rändern: Mose Allison stand neben Joan Baez, Ray Charles neben Bo Diddley, Jimmy Smith neben Julie London.

Aber ihr Hausgott war Jimmy Reed. Tom und Cam besaßen jede Aufnahme, die er je gemacht hatte, und »Big Boss Man« und »Shame, Shame, Shame«, große R&B-Hits in den USA Ende der 1950er, aber in England unbekannt. Einfache Riffs stützten schlichte Texte, die seine Frau beisteuerte. Eine gleichmäßige, tiefe Basslinie, tuckernde Rhythmen und die schrillen Mundharmonikasoli bildeten den Rahmen für Reeds jammernde, bebende Altmännerstimme. Aber die Musik hatte etwas absolut Unvergessliches, besonders, wenn man sich leicht stoned ein paar Platten hintereinander anhörte.

Auch die jazzigere Seite des R&B zog mich an, vor allem anfangs. Ich war mit Ella, Frank, the Duke und the Count aufgewachsen, also gefielen mir Ray Charles, Jimmy Smith und Mose Allison. Doch ich konnte nicht Keyboard spielen und hatte auch keinen Zugang zu einem, außerdem war mein Können auf der Gitarre immer noch verhältnismäßig rudimentär. Um R&B-Gitarrenblues zu spielen, musste man aber nicht schnell oder schlau sein. Man musste bereit sein, richtig zuzuhören und die Musik wirklich zu spüren. Das schien für einen jungen weißen Mann aus der Mittelschicht im Jahr 1963 weniger absurd als heute, also lernte ich ohne große Schwierigkeiten, den Blues zu spielen, besonders den rhythmischen Blues. Ich liebte es, Jimmy Reed, John Lee Hooker und Hubert Sumlin, den Gitarristen von Howlin' Wolf, nachzuahmen, und entwickelte langsam, aufbauend auf einer Verschmelzung dieser Rhythmusstile, meinen eigenen.

Ich fühlte mich zerrissen, und ich bin mir sicher, dass es den anderen Bandmitgliedern genauso ging. Sie hatten feste Jobs. Doug war Maurer und Vater. Roger arbeitete in einer Fabrik, die Weißblech für Spezialgerätekisten und Tonstudioeinrichtungen zuschnitt. John arbeitete beim Finanzamt. Ich war Kunststudent – und entwickelte mich außerdem zu einem Gelegenheits-Drogenkonsumenten, weil ich mehrmals die Woche rauchte. In jüngster Zeit musste Roger mich mit Gewalt aus dem Bett holen, damit ich mit zu den Gigs fuhr. Ich äußerte mich oft sehr sarkastisch über die Musik, die unsere Bandmitglieder spielen wollten, und Doug hatte mich ein paarmal gerettet, wenn Roger und ich wegen der musikalischen Ausrichtung der Gruppe beinahe handgreiflich wurden. Trotzdem machte ich immer weiter Druck, weil ich befürchtete, wenn wir uns nicht veränderten, würden wir auf meine Freunde von der Kunsthochschule nicht cool wirken. Andererseits waren die Lieder im Charts-Stil, die ich inzwischen zu schreiben versuchte, wirklich ziemlich schmalzig.

Meinen ersten Song »It Was You« nahmen wir Ende 1963 im Home-Studio von Barry Gray auf, der Musik für Marionetten-Kinderserien wie *Thunderbirds* oder *Fireball XLS* schrieb. Dick James, der damalige Mitverleger der Beatles, hörte »It Was You« und nahm mich unter Vertrag.

*I was a guy who thought love would pass him by.
Then I met you and now I realise
It was you, who set my heart a-beating.
I never knew, love would come with our meeting.*

Das Lied wurde von The Naturals aufgenommen, einer Merseybeat-Band (eigentlich aus Essex), und auch noch von anderen Gruppen. Es war kein Hit, aber dass es überhaupt veröffentlicht wurde, gab mir unglaubliches Selbstvertrauen. Ich hatte jetzt das Gefühl, dass ich das Recht hatte, bei der musikalischen Richtung der Band mitzureden und sogar ein bisschen bestimmend zu werden. Roger hatte eindeutig das Sagen, aber es herrschte eine neue Spannung zwischen uns. Wir wollten es